

1936

Preis des Einzelheftes 50 Pf.

LÄNDER VÖLKER

9.

Heft • September • 1936

66. Jahrgang Neue Folge

Um ein Großarabien

Philipp: Ein islamitisches Reich im nahen Orient?

* * * Gefahrenquelle: Balkan

Klinghardt: Afghanistan

Volhard: Tanz in der Oase Kufra

In vier Jahren in Tokio — Querschnitte — Zeitschriftenlese

Bericht über auslandkundliches Schrifttum. ~~Außer~~ europäische Kulturkreise

VERLAG: GESELLSCHAFT FÜR LÄNDERKUNDE, BERLIN

LÄNDER UND VÖLKER

Herausgegeben von der **GESELLSCHAFT FÜR LÄNDERKUNDE**

Berlin NW 40, Lüneburger Straße 21 / Fernruf: C 5 Hansa 5311

Postscheckkonto: Berlin 74750 / Erfüllungsort: Berlin-Mitte

Schriftleitung: Berlin C 2, Breite Straße 37 (Ibero-Amerikanisches Institut)

Fernruf: D 4 Humboldt 6415

Manuskript- und Buchzusendungen an die Schriftleitung erbeten

66. JAHRGANG/N.F. / HEFT 9 / SEPTEMBER 1936

INHALTSVERZEICHNIS

AUFSÄTZE

Philipp: Ein islamitisches Reich im nahen Orient?	257
Klinghardt: Afghanistan	262
* * * Gefahrenquelle: Balkan	265
Volhard: Tanz in der Oase Kufra	269
Corbach: Australische Landplagen	271
In vier Jahren in Tokio	275
9000 deutsche Schulen in der Welt	276

QUERSCHNITTE 277

ZEITSCHRIFTENLESE 282

BÜCHERTAFEL 286

Monatsschrift der Gesellschaft für Länderkunde / Einzelheft 0,50 M.
Zu beziehen durch den Verlag und bei jeder Buchhandlung

AN SCHRIFTEN DER MITARBEITER

O. Philipp, Konteradmiral a. D., Berlin-Halensee, Hektorstr. 5. — Dr.-Ing. Karl Klinghardt, Frankfurt a. M., Holzhausenstr. 24. — * * * Anschrift durch die Schriftleitung. — Dr. Ewald Volhard, Assistent im Forschungsinstitut für Kulturmorphologie, Frankfurt a. M., Forsthausstr. 103. — Otto Corbach, Schriftsteller, Berlin-Wilmersdorf, Kreuznacher Str. 36a.

VERLAG: GESELLSCHAFT FÜR LÄNDERKUNDE, BERLIN

GENERALVERTRIEB: FRIEDRICH WEISS & CO., BERLIN SW 19, WALLSTRASSE 76-79

O. Philipp:

Ein islamitisches Reich im nahen Orient?

Die machtpolitischen Kämpfe des Islams

Der mit dem Thronwechsel in Ägypten gleichzeitig erfolgte Regierungswechsel, der gerade in diesen Tagen veröffentlichte britisch-ägyptische Bündnisvertrag, sowie die Revolte der Palästina-Araber gegen die Mandatsmacht England sind nur als Teile jener Bewegung zu betrachten, welche zunächst den nahen Orient, dann aber auch in ihren weiteren Auswirkungen den Fernen Osten erfaßt hat und die Welt des Islam eng berührt.

Der Islam ist eine Religion des Kampfes. Als Mohammed sie begründete, hat er als Grundsatz festgelegt, daß der Islam gewaltsam zu verbreiten sei. Hiernach wurde verfahren, und erstaunlich sind die machtpolitischen Erfolge der Nachfolger des Propheten. Bereits sein Nachfolger Abu Bekr griff von Arabien nach Syrien und Mesopotamien über, der dritte Kalif Omar I. dehnte den Islam von Tripolis im Westen bis über Persien im Osten aus. 635 wurde Damaskus erobert, 638 Jerusalem, 643 Ägypten. Der erste Kalif aus dem Geschlecht der Omajaden, Moawija, verlegte die Hauptstadt von Medina nach Damaskus und dehnte sein Reich von Tunis bis Indien aus. Die höchste Blüte erlangte das Reich unter Welid I., von China über Indien, Kleinasien, die ganze nordafrikanische Küste entlang bis zum Atlantik. Von 711—713 eroberte Tarik schließlich fast ganz Spanien.

Diese wunderbare Ausdehnung in noch nicht hundert Jahren war nicht von Bestand. Karl Martell verhinderte durch den Sieg bei Tours ein weiteres Vordringen in Europa, und innere Kämpfe der Kalifen untereinander untergruben Macht und Einigkeit des arabisch-islamitischen Weltreiches. Mit der Ermordung des letzten Omajaden 750 begann der Verfall des bis dahin geschlossenen Volkes. Die Araber wurden wieder Nomaden, die Herrscher wendeten sich immer mehr dem Osten zu, und 1517 erlangte das türkische Geschlecht der Osmanen das Kalifat.

Das Reich Mohammeds besteht heute nicht mehr, aber die Ausbreitung seiner Religion hat weitere große Fortschritte gemacht, und macht sie noch. Etwa 17 v. H. aller Menschen sind heute Islamiten. Sie leben nicht nur im nahen Orient. Von den 250 Millionen Islamiten leben in Britisch-Indien etwa 70 Millionen, in China 9 Millionen, in Japan 1 Million, im malayischen Archipel 50 Millionen. Für die heutige Weltlage fällt besonders ins Gewicht, daß von den 250 Millionen etwa 195 direkt oder indirekt unter europäischer Herrschaft stehen.

Die meisten dieser Völker haben schon lange vor dem Weltkriege versucht, sich von dem Joch der Fremdherrschaft zu befreien oder ihre eigene, despolitische Regierung abzuschütteln. Indien, Persien, China, Türkei und Ägypten sind Beispiele. Es gelang nur denjenigen, welche unter einem starken, zielbewußten und politisch geschickten Führer in den Kampf für ihre Freiheit gingen. Die Zeit nach dem Welt-



kriege brachte für die Türkei Kemal Atatürk, für Persien, oder wie es jetzt heißt: Iran, Riza Khan Pahlawi hervor. Sie schlossen ihre Völker zusammen und verdrängten jeden europäischen Einfluß, allerdings unter weiser Beschränkung auf die durch die Verhältnisse gebotenen Möglichkeiten.

Ibn Saud baut ein Reich

Ein Mann, der diesen beiden gewachsen, wenn nicht überlegen ist, trat in Mohammeds Heimat in das Licht der großen Politik: Abd al-Asis ibn Saud, der Wahabite. Um 1750 trat Mohammed ibn Abdul Wahab gegen die Entartung, besonders den Götzendienst, der in Mekka die vom Propheten gepredigte Religion völlig verfälschte, auf. Er wollte die Rückkehr zum Koran, zur Einfachheit, zur strengsten Befolgung der religiösen Vorschriften. Seine Bestrebungen hatten Ähnlichkeit mit denen der Puritaner. Er fand heftigen Widerstand, mußte seine Vaterstadt verlassen und gelangte nach Darija, der Heimatstadt der alten Scheichfamilie der Saud. Sie schloß sich ihm an, und Darija wurde nun die Hochburg der Strenggläubigen, der Wahabiten. Ihr Einfluß, ihre Verbreitung wuchs, daher ließen die Herren des Landes, die Türken, sie durch den Herrscher von Ägypten, Mohammed Ali, verfolgen, der sie fast völlig vernichtete. Der Rest, nunmehr unter der Führung der Saud zog sich in das innerste Arabien, die Wüstenstadt Riad, zurück. Dort wurde Ibn Saud geboren. In schweren Kämpfen mit anderen Stämmen wurde er körperlich und soldatisch erzogen und gehärtet. Während seines langen Aufenthaltes in Roweit lernte er bei dem in allen diplomatischen Schlichen des Orientes, aber auch im Verkehr mit den europäischen Mächten sehr erfahrenen Sultan Mubarrak die Kunst, eine Nation gegen die andere auszuspielen und die Schwächen der Großmächte wohl erkennen.

So vorbereitet, begann er seine Eroberungszüge von Roweit und Riad aus. In wenigen Jahren hatte er sich den größten Teil Arabiens unterworfen, und seit er auch in den Besitz der heiligen Städte Mekka und Medina gelangt ist, kann er als der unbeschränkte Herrscher des ganzen Landes mit Ausnahme des Jemen und englischer Interessengebiete an der Südküste gelten. Aber auch innenpolitisch hat er etwas geschaffen, was vielleicht bestimmt ist, der ganzen arabischen Frage ein neues Gesicht zu geben; das ist die Gründung des Bundes der Schwan (Brüder). Er erkannte, daß eine dauernde Beherrschung seines Landes durch Nomaden unmöglich sei, er machte sie daher sesshaft. An immer mehr Stellen wurden mit europäischer Hilfe Brunnen gebohrt, es wuchs aus der Wüste eine Oase, die mit einem Stamm besiedelt wurde. Die Leute hatten dort ihre Lebensmöglichkeit, sie bildeten Ortschaften und verloren die Neigung, herumzuziehen. Die Ansiedlungen wurden nur mit ausgebildeten Soldaten besetzt, es entstanden allmählich immer mehr Ortschaften, deren Bewohner nunmehr sesshaft waren und auf einen Ruf ihres Führers als vorzügliche Truppe ihr eigenes Land verteidigen werden.

Aber schon vorher kam der Weltkrieg. Um die Araber gegen die Türken zu mobilisieren, versprach England dem damaligen Scheich Hussein von Mekke die Unabhängigkeit der Araber bis zum Euphrat, die Königswürde und eine hohe Geldunterstützung. Oberst Lawrence verstand es, die einzelnen arabischen Stämme zum Kriege gegen die Türken zu benutzen, und hat sie bis Damaskus geführt. Er stützte sich be-

sonders auf Faisal, den Sohn des Scherifen von Mekka. Aber bereits im Mai 1916 wurde das Sykes-Picot-Abkommen getroffen, welches die Versprechungen an Hussein in den Hauptpunkten völlig aufhob. Dieser erfuhr hiervon allerdings nichts. Syrien wurde danach unter französische Herrschaft gestellt, der Irak, Palästina und Transjordanien unter englische, nur über Arabien wurde nichts bestimmt. Wenn auch die ersteren Länder nach dem Kriege nicht direkt annektiert, sondern als Mandate erklärt wurden, so war doch dieses Vorgehen ein glatter Bruch der gemachten Versprechungen, und besonders seit dieser Zeit datiert die starke Zunahme des Nationalismus in den arabischen Ländern.

Die abendländischen Mandate

Allerdings wurden Husseins Söhne Könige vom Irak und von Transjordanien, aber sie waren Puppen in der Hand der wirklichen Herren. Der Irak ist inzwischen zu einer nominellen Selbständigkeit gelangt, aber die Engländer haben sich dort das Recht vorbehalten, Land- und Flugstreitkräfte zu unterhalten. Die großen Ölquellen und die Tatsache, daß das Land eine Brücke für den Landweg nach Indien bildet, wird sie diese Position freiwillig nie aufgeben lassen.

Transjordanien ist ein selbständiger Teil des Palästina Mandates. Es ist die Verbindung von Ägypten über den Irak nach Indien und kann diesen Weg gegen zentralarabische Flankenangriffe schützen. Aber es wünscht größere Selbständigkeit. Der Emir verlangt in London, daß England in Paris darauf dringe, Syrien die gleichen Freiheiten zu geben, wie sie der Irak besitzt, und diesem Transjordanien anzuschließen. Sei dies nicht zu erreichen, wünsche er den Anschluß eines freien Transjordaniens an ein freies Palästina. Erreicht hat er noch nichts.

Das Palästina Mandat beruht auf der Balfour-Declaration vom 2. 11. 1917. In ihr wird das Land von der englischen Regierung als „Heimstätte für die Juden betrachtet“, und „die englische Regierung würde die größten Anstrengungen machen, um dieses Ziel zu erreichen“. Diese Erklärung, wie stets englische Verträge bewußt unklar abgefaßt, ist die Ursache der jetzigen schweren Unruhen. Sie wurde erlassen, um den Großkapitalisten der Welt, überwiegend Juden, ihre pekuniäre Unterstützung an der Kriegführung der Entente schmackhafter zu machen. England hat niemals gesagt, daß Palästina ein zionistischer Staat werden solle. Trotzdem wanderten große Mengen Juden ein, zum Teil mit reichen Geldmitteln. Sie verstanden es, den ansässigen Arabern ihren Landbesitz zum großen Teil abzukaufen, und besonders in den Städten den Araber geschäftlich tot zu machen. Jetzt erkennen diese die Gefahr der Überfremdung durch die Juden, gegen welche sie sich mit Recht wehren.

Bei diesem Kampf ist das Zusammengehörigkeitsgefühl der arabischen Staaten deutlich erkennbar. Es ist unmöglich, daß die verhältnismäßig geringe Zahl der Palästinaaraber ganz aus eigenen Mitteln den jetzt schon monatelangen Guerillakrieg finanziert. Sie werden zweifellos mit Waffen und pekuniär von andern arabischen Staaten unterstützt. Aber auch durch Kämpfer von auswärts wird geholfen. Es ist kürzlich festgestellt worden, daß syrische Araber bei ihnen kämpften. England hat bereits unverhältnismäßig viele Truppen nach Palästina senden müssen, ohne entscheidende Erfolge zu erzielen. Ein großer Teil dieser Truppen kommt aus Ägypten.

Was zeigt die Schwierigkeiten für England, wenn eines Tages wirklich in den meisten von ihm beherrschten arabischen Ländern gleichzeitig ein Aufstand ausbrechen sollte. Dann wäre auch die in Haifa endende Irak-Olleitung kaum noch zu sichern, und Englands militärpolitische Stellung im nahen Osten schwer gefährdet.

Syrien erreichte nach vielen Kämpfen eine Art von Selbständigkeit, welche aber noch nicht an die vom Irak acht Jahre vorher erlangte heranreicht. Die Franzosen besitzen nicht die Geschicklichkeit der Engländer, ihre Verwaltung den örtlichen Verhältnissen anzupassen, ihre Beamten sind nicht, wie bei jenen, ausgesuchtes Personal. Sie behandeln Palästina wie Marokko. Den Syrern aber hat die nahe liegende Türkei gezeigt, was erreicht werden kann, und die Erfolge Ibn Sauds stärken ihren Rücken, so daß auch hier die Flamme der Unruhe weiter glimmt.

Auch Ägypten kämpft seit dem Weltkrieg um seine Befreiung von der englischen Vormundschaft. Allerdings wurde ihm 1922 die Souveränität zugebilligt, aber die fremde Besatzung blieb, die Kapitulationen wurden nicht aufgehoben, und der englische Oberkommissar ist der tatsächliche Herr. Durch den Tod des Königs ist die Freiheitspartei, der Wafd, zur Regierung gelangt, und jetzt stand England vor der schweren Entscheidung, ob und wie weit es dessen Forderungen nachkommen könnte, welche niemals mehr verschwinden würden. Durch die kluge Einsicht des englischen Oberkommissars, Sir Miles Lampson, ist eine vorläufige Einigung in der Militärfrage sowie über die Kapitulationen gefunden worden. Auch die schwierige Sudanfrage ist in diesen Tagen geregelt worden. Wenn auch ein vorläufiges Abkommen getroffen ist, so werden selbst die Engländer sich darüber klar sein, daß Ägypten auf die Dauer sich hiermit nicht begnügen wird, die Flamme der Unzufriedenheit wird weiter brennen.

Das einzige arabische Land, welches sich nach der Befreiung von der Türkei seine Selbständigkeit bewahrt hat, ist das Arabien Ibn Sauds. 1928-29 wurde er offiziell von England, Frankreich, Rußland, Deutschland und Holland als König des Hedschas anerkannt. Er hat besonders ein bisher gutes Verhältnis zu England erreicht, früher bezog er hohe Unterstützung von ihm, und arbeitet jetzt daran, die Niederlassungen der Schwan auszudehnen und sein Land mit allen modernen Hilfsmitteln zur Kriegführung zu versehen und hierin auszubilden. Typisch ist, daß er seine Flugzeuge, Autos usw. nur von seinen Arabern bedienen läßt.

Nach den Erfolgen des Krieges hatte England vielleicht die Idee, alle islamitischen Staaten von Ägypten und Arabien bis Indien unter seiner Schutzherrschaft zu vereinigen, auch Lawrence beschäftigte sich mit diesem Gedanken. Er ist wohl ausgeträumt. Nicht nur, daß Persien heute bereits unabhängig ist, Frankreich Syrien freiwillig niemals abgeben wird, vor allem werden aber die vorher kurz gestreiften Unabhängigkeitsbestrebungen aller arabisch-islamitischen Länder einen solchen Plan nicht mehr zulassen.

Der Kampf um „Großarabien“

Diese Einigung der Länder kann aber unter arabischer Führung zustande kommen, nicht heute, aber in absehbarer Zeit, und hierfür ist Ibn Saud der gegebene Führer. John Stewart Philby, englischer Oberkommissar, der beste Kenner Ara-

biens, sagt: „Ibn Saud ist ein Mann von unererschöpflicher Energie . . . Er kann aus Arabien einen großen und reichen Staat machen, ihn in Etappen zivilisieren. Ein neues, großes Königreich ist im Begriff, zu entstehen. Dann wird Syrien selbst fordern, einverleibt zu werden, ebenso wie Palästina, Transjordanien und der Irak. Warum soll Ibn Saud als Beherrscher der heiligen Städte nicht Nachfolger des Kalifen werden?“ Schon 1923 sagte König Faisal vom Irak bei einem Besuch in Transjordanien in Gegenwart des englischen Oberkommissars: „Der Irak wird sich nicht zufrieden geben, solange er nicht mit allen arabischen Ländern vereinigt ist, die eine unteilbare Einheit bilden.“

Die englische Politik wird in London gemacht, aber nicht nur, daß die meisten High Commissioners in den arabischen Ländern ausgesprochene Araberfreunde sind, sie alle, die besten Kenner dieser Länder und Verhältnisse sind für die allmähliche Selbständigkeit dieser Staaten.

Ein erster Schritt zum Zusammenschluß der mohammedanischen Völker bildet der in Aussicht genommene Nichtangriffspakt zwischen Türkei, Iran, Irak und Afghanistan. Nur der Irak gehört von den oben besprochenen Ländern dazu, aber es liegt auf der Hand, daß, wenn nur irgendwo einmal ein Anfang zu einem, wenn auch noch sehr losen Bunde gemacht ist, der Anschluß der übrigen islamitischen Länder in den Bereich naher Möglichkeit gerückt wird.

Das natürliche Gebäude der Mandate über islamitische Völker beginnt zu zerbröckeln, die arabische Welt ist in Bewegung, Irak, Syrien, Ägypten sind der Anfang. Neben dem oben erwähnten Viermächtepakt ist ein Abkommen zwischen Irak und Ägypten geschlossen, Verhandlungen zwischen Ägypten und Arabien sowie zwischen Türkei und Ägypten sind in Vorbereitung. Alle diese Einzelabmachungen müssen zwangsläufig zur immer engeren Annäherung der gesamten islamitischen Welt führen, mit dem Endziel der Befreiung von europäischer Vormundschaft. Daß diese Bestrebungen, die durch den abessinischen Krieg einen neuen Impuls erhielten, indirekt unterstützt werden durch die Arbeit der anderen farbigen Völker mit gleichem Ziel, liegt auf der Hand. Die sorgfältige Ausbildung der Schwarzen in Nordamerika als Führer eines späteren Befreiungskrieges ihrer schwarzen Brüder in Afrika ist von großer Bedeutung, wenn das Ziel wohl auch noch in weiter Ferne liegt. Aber das Ziel besteht. Zunächst handelt es sich um den nahen Orient.

Aber der Kampf, besonders mit England wird schwer sein. Die in Frage kommenden Länder bilden den Landweg nach Indien und sie besitzen gewaltige Öllager, welche die Weltmacht Großbritannien heute dringend gebraucht. Ob die 70 Millionen islamitischen Inder sich an einer solchen Erhebung beteiligen werden, ist mindestens unsicher, und ob sich die anderen Länder der strenggläubigen Herrschaft der Wahabiten unterwerfen werden, noch fraglicher. Hier werden die Engländer ihre große Geschicklichkeit, ein Land gegen das andere auszuspielen, wirken lassen. Auf der anderen Seite muß berücksichtigt werden, wie stark die Freiheitsbestrebungen aller farbigen Völker seit dem Weltkrieg gestiegen sind, wie die gegenseitige Hilfeleistung mehr und mehr zugenommen hat, daß, wie bereits erwähnt, von den 250 Millionen Islamiten der Welt 195 unter europäischer Herrschaft stehen, ihre Befreiung täglich energischer

verlangen, und daß Türkei und Iran gezeigt haben, daß es möglich ist, bei genügender Energie und im Besitz moderner Kampfmittel, die Fremdherrschaft abzuschütteln.

Eine Klärung der auf die Dauer unhaltbaren Zustände muß und wird kommen. Vielleicht wird nicht ein einziges Reich von Arabien bis zur chinesischen Grenze entstehen, aber daß die drei klar denkenden und befähigten Führer der Türken, Irans und nicht zuletzt Arabiens sich zu einem festen Bund aller islamitischen Völker zusammenschließen, damit muß in der Zukunft gerechnet werden. Wie ein solcher Vorgang auf die 120 Millionen Mohammedaner in Britisch-Indien und im Malayischen Archipel wirken wird, ist heute noch nicht auszudenken.

Karl Klinghardt

Afghanistan

Nicht nur die moderne Türkei ist dem älteren Beispiel Japans gefolgt und hat sich der Zivilisation verschrieben, auch Iran und sogar das „romantische“ Afghanistan haben die Technisierung nach abendländischem Vorbild in ihr nationales Programm aufgenommen. Ja, in modernistischen afghanischen Kreisen kann man von der Absicht erzählen hören, seine zentrale Lage befähige Afghanistan, eine Art wirtschaftlich-industrielles Zentrum für die umliegenden Asienländer zu werden. Bis dahin ist freilich noch ein weiter Weg, denn die eigentliche, vom Staate zielbewußt geleitete Modernisierung datiert erst aus dem Weltkrieg und ist nicht ohne deutsches Zutun entstanden.

Schon vor hundert Jahren hat Afghanistan seinen Ausgang zum Meere verloren; nämlich damals, als die Selbständigkeit Belutschistans der englischen Indienpolitik zum Opfer fiel. Afghanistan erhielt auf diese Weise den Charakter eines reinen Pufferstaates. Vom hohen Osten bis um den ganzen Süden herum ist es nun englisch umrandet. Dann schließt ziemlich gerade süd-nord-laufend die persische Grenze an. Die ganze gezackte Nordgrenze aber, bis fast zum Anschluß an die englische Ostgrenze, wird von Rußland gebildet. Nur ein wenige Kilometer breiter Streifen im Gebiete des hohen Pamir vermittelt den Paßübergang nach dem chinesischen Turkestan. Dort hinüber, auf den uralten himmelhohen Paßpfaden ist u. a. der Kriegsbeauftragte des Deutschen Reiches für Kabul, Freiherr von Hentig, gezogen. Dieses Gebiet, gut anderthalbmal so groß wie Deutschland, wird von etwa sieben Millionen Afghanen, in der Hauptsache Bergstämmen, bewohnt, denn fast das ganze Land ist Hochgebirge. Vom Gebirgsknoten des Pamir und Karakorum zweigt nach Westen in weit über tausend Kilometer Länge das Hindukusch-Gebirge ab, das seine Ausläufer durch ganz Afghanistan bis in die Nähe der persischen Grenze erstreckt und das Land in einen größeren südlichen und in einen kleineren nördlichen Teil scheidet. Es ist mit seinen Ausläufern rund 600 km breit, so daß an ebenen Flächen nur wenig übrig bleibt. Allerdings bieten, wie fast überall im heißen Asien, die Hochtäler und plateauartigen Ebenen in den Gebirgstöcken ertragreiche Weiden und Gartenböden. So z. B. die berühmte Ebene von Kabul, die auf 1800 m Höhe gelegen ist. Hier oben

gibt es auch reichlich Wasser, das weiter unten im Tal nur zu oft restlos verdunstet. So sind auch die drei größten Flußsysteme des Landes, das des Helmand im Süden, des Herirud und des Murgab im Westen, binnengerichtete Ströme, die im Steppensand oder in Bitterseen versiegen. Nur der Kabulfluß, der über das liebliche Djelabad durch die berühmte Paßlücke des Chaiberpasses nach Südosten hinunterströmt, erreicht auf britisch-indischem Boden, nicht weit hinter Peshawar, den Indus und strömt mit ihm zum Meer.

Hier durch diese Lücke des Chaiberpasses sind — südwärts — alle Indien-eroberer gezogen: so die Arier vor 4000 Jahren, so die Griechen unter Alexander, so die arabischen Eroberer im achten Jahrhundert. Hier herein — von Süden — sind auch die Engländer marschiert, als sie ums Jahr 1840 und erneut in den siebziger Jahren schwierige und rückschlagsreiche Feldzüge führten; hauptsächlich um der russischen „Dampfwalze“ ein Gegengewicht zu bieten, die im Norden, zwischen Aralsee und Hindukusch, den Emiren von Chirwa, Buchara und Kokand Gebiet um Gebiet abgewann. Nicht nur durch die Chaiberpaßlücke, sondern auch weiter im Süden sind die Engländer eingedrungen: da, wo die zweite strategische Angriffsstelle der afghanischen Südgrenze liegt, wo über das indische Quetta die strategischen Bahnen und die Heerstraßen nach der alten Festungsstadt Kandahar führen. — Landstreifen um Landstreifen ist in den Jahrzehnten vorm Weltkrieg im Norden wie Süden durch das englisch-russische Schachspiel vom einstigen afghanischen Gebiet abgeknabbert worden. Im äußersten Osten des Landes haben sich, wie schon erwähnt, die beiden Gegner auf wenige Kilometer genähert. Ganz schmal zieht hier die afghanische Gebietsbrücke, rechts und links des uralten Paßweges, zum hohen Pamir hinauf und zur chinesischen Grenze. Es scheint ein Grundsatz in diesem jahrhundertalten Wettstreit der beiden großen Asienanwärter zu sein, daß man die gemeinsame Grenze solange als irgend möglich vermeidet.

In die wirtschaftliche und kulturelle Abgeschlossenheit Afghanistans brachte der Weltkrieg seine jähe Aufklärung. Deutsche und österreichische Sondermissionen und Kriegsgefangene, die aus dem russischen Turkestan herüberkamen, zeigten dem Hof und dem dafür besonders empfänglichen damaligen Kronprinzen Amanullah die Möglichkeit und die entscheidende Wichtigkeit, sich zu modernisieren. Nach dem Weltkrieg hat bis zu seiner Ermordung (1921) u. a. der türkische Exminister Achmed Djemal Pascha dies Werk militärtechnischer und allgemeiner erster Ertüchtigung fortgesetzt. Diese Tradition ist auch nicht mehr abgerissen. Als bald nach dem Weltkrieg haben sich in Kabul und auch in Herat, der alten Hauptstadt, und in Kandahar deutsche und türkische und japanische Reformatoren begegnet. Wenn in ein asiatisches Land, dessen Freiheit bedroht ist, der Funke des modernen Zivilisationsgedankens fällt, dann pflegt er zu zünden ohne Rücksicht, ob die Mittel des Landes und die Geistesverfassung der Bevölkerung eine rasche Technisierung wirklich gestattet. Kronprinz Amanullah, der als junger Herrscher im Juli 1919 am Chaiberpaß militärische Erfolge gegen die englische Indienarmee errang, hat den Boden der äußerlichen Modernisierung reichlich überspannt. So war es nicht allzu schwer, die Stämme an der indischen Grenze aufzuputtschen und seinen Sturz herbeizuführen. Aus blutigen Wirren erhob sich

Nadir Schah, ein Englandfreund, als endgültiger Nachfolger. Bis zum November 1933; da traf auch ihn des Mörders Stahl.

Seitdem herrscht sein Sohn, der heute 22jährige Mohamed Sahir Schah. Allen Wirren zum Trotz und ungeachtet der bescheidenen Haushaltsziffer (sie ist mit etwa 60 Millionen Rupien anzunehmen) schreitet die Zivilisation zuverlässig weiter. Der Geldverkehr im Lande ist gering. Vielsach herrscht noch die Naturalwirtschaft vor. So kam es, daß Amanullah für sein Modernisierungsprogramm bis zu 30 v. H. des Geldeinkommens als Steuer beanspruchte. Erhebliche Teile des Staatshaushaltes werden durch hohe Ein- und Ausfuhrzölle aufgebracht.

Ausfuhrgut sind vor allem die Karakulselle, die die Persianerpelze liefern. Der Ausfuhrwert des Stückes ist ungefähr 40 Mark, und die Regierung hofft, die Erzeugung, die jetzt zwischen hundert- und zweihunderttausend Fellen liegen mag, in einigen Jahren auf eine Million zu steigern. Neben der Wolle werden auch Därme ausgeführt, verschiedene Felle und tierische Erzeugnisse, Obst und Mehl. Die großen Mineralvorkommen, darunter Eisen, Kohle, Kupfer, Blei, die man in Afghanistan vermutet und unter denen die Lapislazuli-Fundstellen im Nordosten des Landes altbekannt sind, können noch nicht mit modernen Mitteln gehoben werden. Da die Regierung sich ängstlich vor finanzieller und wirtschaftlicher Überfremdung hütet, werden die technischen Einrichtungen fast durchweg in Staatsregie mit ausländischen Fachleuten durchgeführt. Förderung des Verkehrs steht im Vordergrund. Die Eisenbahn ist zur Zeit noch unerfüllbar — ein Versuch Amanullahs mißlang — indessen werden die wichtigsten Straßen bzw. Straßenabschnitte als moderne Autostraßen ausgebaut. Der Kraftwagen beherrscht bereits den Verkehr. In den Hochebenen hat man mit Talsperren und Kanälen begonnen. Die neben diesen Ausgaben noch übrig bleibenden Mittel werden für Armeeausrüstung und für Unterricht verbraucht.

Am notwendigsten Industriewerken sind vor einiger Zeit neben Militärfabriken Webereien und Spinnereien für Wolle und Baumwolle erbaut worden, ebenso eine Schuhfabrik, Konserven- und Knopffabrik. Eine Zement- und eine Papierfabrik sollen folgen. In Kabul und anderen Städten gibt es Elektrizitätswerke. Die industrielle Entwicklung wird stark begünstigt durch die Gründung der afghanischen Nationalbank, die — lang erwartet — im Spätjahr 1933 eröffnet werden konnte. Handelspartner sind naturgemäß in erster Linie England und Rußland. Neuerdings auch Japan, das vor allem Baumwollwaren einführt und einen gewaltigen Vorsprung erlangt hat.

Natürlich spiegeln sich im Handelsverkehr neben technischen und natürlichen Gegebenheiten auch die politischen Einflüsse. Wie mit seinen asiatischen Nachbarn Iran und Türkei, so ist Kabul, genau wie Teheran und Ankara, auch mit Moskau vertragsmäßig befreundet. Trotzdem ist der russische Anteil am afghanischen Handel, allen Moskauer Anstrengungen ungeachtet, gegenüber der englischen und anderen Einfuhr, die auf dem Indienweg hereinkommt, untergeordnet. Einige Tauschgeschäfte, die die afghanische Regierung gegen Karakulselle (Staatsmonopol) für russische Einfuhren, besonders Zucker, vereinbarte, sind nicht zur Zufriedenheit Kabuls erfüllt worden. Kürzlich wurde eine eigene Zuckerfabrik errichtet.

Ob Afghanistan seine heutigen Grenzen behalten wird, hängt nicht nur von dem sich gegenseitig ausgleichenden englisch-russischen Spannungsverhältnis in Asien ab, sondern auch von der afghanischen Wehrhaftigkeit. Diese ist psychisch sehr gut fundiert, und jeder Vorwärtsschritt in der Technisierung stützt in erster Linie auch die militärische Abwehrkraft. Letzte Entscheidung über die weitere Zukunft dieses tapferen Bergvolkes und Staates liegen beschlossen in den großen Problemen: Britisches Weltreich, immer weiter fressende Wühl- und Einflusssphäre Moskaus, Abwehrkraft der nationalen und freiheitgewillten Völker Asiens.

Gefahrenquelle: Balkan

* * *

Nicht nur nach Westen und nach Osten hat das um seine Existenz ringende Deutschland eine in der Geschichte unerhörte soldatische Kraft bewiesen, sondern auch nach Südosten, wo die militärischen und geistigen Ausstrahlungen sich bis nach Afghanistan ausgewirkt haben. Deutschland bot dabei in erster Linie seinen Verbündeten eine helfende Hand, darunter der Donaumonarchie, jenem Staate, den man nach einem Wort Bismarcks vielleicht hätte erfinden müssen — wenn er nicht historisch geworden wäre — um jenen 56 Millionen Menschen Sicherheit, Ruhe und Fortschritt zu gewährleisten.

Die Schöpfer des neuen Weltbildes von 1919 haben gegenteilige Auffassungen vertreten und mit 6000 Kilometern neuer Landes- und Zollgrenzen zugleich rund 22 Millionen Minderheiten geschaffen. Wie die französischen Politiker die wesentlichsten Gestalter der Pariser Vorordiktate gewesen sind, so haben sie auch in dem also „balkanisierten“ Balkan die Vorhand genommen und behalten. Die Balkanstaaten wurden damit, sei es als verbündete Mächte, sei es als „besiegte“, in ein System von Zwangsdiktaten und Bündnisverträgen (Neutralitäts- und Freundschaftsabkommen, Wirtschafts- und Kulturvereinbarungen, militärische Geheimabmachungen) eingepaßt, die für mehr als ein Jahrzehnt den balkanischen Verhältnissen den Gesamtcharakter aufgeprägt haben. An der Spitze der etwa 25 Verträge, die seit 1919 mit den Balkanstaaten und unter denselben im Sinne des französischen Machtgedankens abgeschlossen wurden, steht die Gründung der Kleinen Entente im August 1920 und der französisch-polnische Vertrag vom Februar 1921. Am vorläufigen Ende sehen wir das Moskau-Prag-Paris-Abkommen, dem im Dezember vergangenen Jahres noch die rumänische Regierung beigetreten ist.

An sich ist es gar nicht erstaunlich, daß die Balkanstaaten dem französischen Machtanspruch so weitgehend erlegen sind. Die Staaten bedürfen ja, nach Vorgesagtem, entweder eines solidarischen Zusammenschlusses, etwa unter dem Motto: „Der Balkan den Balkanvölkern“, oder einer übergeordneten Dominante von Seiten der in Frage kommenden Großmächte. Nun war mit dem Kriegsausgang neben Österreich auch Deutschland vom politischen Schachbrett verschwunden; Rußland, der große historische Anwärter auf das Protektorat über alle Südslaven, war in blutigen und weit hin bedrohlich erscheinenden Umbildungen verstrickt und England schien restlos beschäftigt durch seine neuen und alten Kolonial- und Mandats- und Dominien-

Sorgen. Schließlich wirkten auch die Ansprüche des unbefriedigten Italiens — aus unmittelbarer Nachbarschaft — im Sinne einer Empfehlung an das „mütterliche“ Frankreich, das es auch an offenbarem Wohlwollen nicht fehlen ließ.

Die Anlehnung an Frankreich und ihre Folgen

Der französischen Politik hatten alle „befreundeten“ Balkanstaaten ihre z. T. weit über den völkischen Wohnraum vorgetriebene Gestalt zu verdanken. Nun bot die französische Industrie ihre Dienste an, um blitzschnell die seither von den Industrien Deutsch-Österreichs und Deutschlands erfolgten Lieferungen und Leistungen durch rasch geschaffene Tochterwerke und eigene Balkan-Industrien abzulösen. Die französische Finanz aber bot Kredite und, wo es anging, wurden auch neben Ingenieuren und Militärfachleuten Finanzberater entsandt, um die betreffenden Staaten möglichst schnell stark zu machen für ihre als vital empfundene Rolle, die ehemaligen Mittelmächte unter dem Druck der Friedensdiktate zu halten und damit das angebliche „Gleichgewicht“ des in den Pariser Vororten geschaffenen politischen Balkanbildes zu verewigen.

Mit diesem Verfahren wurde die natürliche Struktur der Balkanländer vollkommen mißachtet. Agrarländer, wie Rumänien und Jugoslawien, Bulgarien und Ungarn, waren auf eine starke Wechselbeziehung mit einem industriestarken großen Konsumland angewiesen. Nun schnitten sie sich selbst den Industriebezug ab und steuerten damit in die landwirtschaftliche Absatzkrise hinein. Denn gerade Frankreich trug aus den Verpflichtungen gegenüber dem eigenen Kolonialreich nicht im mindesten dazu bei, die landwirtschaftlichen Produkte des Balkans aufzunehmen. Andererseits fehlte den hauptsächlich für Rüstungszwecke aller Art überstürzt ins Leben gerufenen Industrien alsbald der gleichmäßige Friedensabsatz, während die fortschreitende wirtschaftliche Abkaspelung der sich in dieser Weise umstellenden Länder den innerbalkanischen Austauschhandel lahmzulegen begann.

Die wirtschaftlichen Hilferufe der verschiedenen Staaten führten gelegentlich zu sehr sparjamem, neuen Geldzuschüssen der Westmächte. Die diplomatischen und kulturellen Werbungen Frankreichs waren jedoch kein Pflaster für die immer zahlreicher hervortretenden wirtschaftlichen Wunden, wie sie im September 1932 auf der Konferenz von Stresa offenbar wurden. Damals betrug die Gesamtverschuldung der Balkanstaaten rund 25 Milliarden Schweizer Franken, was einem jährlichen Zinsendienst von 1,3 Milliarden Schweizer Franken entsprach. In Rumänien waren die Beamtengehälter seit mehr als eineinhalb Jahren rückständig und die Verschuldung der Landwirtschaft wurde auf 600 bis 700 Mark pro Hektar beziffert.

Je trüber jedoch die allgemeine Absatz- und Wirtschaftslage war, umso hellhöriger waren die Balkanstaaten gegenüber den politischen Gefahren und Aussichten; zunächst waren sie immer noch der Ansicht, daß die Anlehnung an Frankreich doch noch das Verläßlichste sei. Denn das von mehreren Staaten versuchte Pendeln zwischen italienischer und sowjetrussischer Anlehnung bot zu große Gefahren. Das italienische Vorgehen in Albanien wie in Ungarn war ganz eindeutig. Schlimmer aber noch wirkten die kommunistischen Attentate, Verschwörungen und Umsturzversuche, von denen nur die Sprengung der Kathedrale von Sofia im Juni 1925 und die jugoslawischen Enthüllungen über den großzügigen balkanischen Umsturzplan (gleich-

zeitig in Kroatien, Ungarn, Albanien, Bessarabien, Dobrudscha, Südslavien und Bulgarien) im Dezember 1924 genannt seien. In ihrer Verzweiflung haben damals verschiedene Balkanregierungen sich nach Polen und nach London gewandt, in dem begreiflichen Verlangen nach einer Hilfe, die nicht zugleich eine augenfällige, sei es politische, sei es wirtschaftliche Gefahr bedeute.

Monroe-Doktrin der Balkanstaaten?

Der dauernde Druck der Friedensverträge und das völlige Versagen der Stresa-Konferenz halfen nicht weniger wie die innenpolitische Bedrohung durch die Agenten Moskaus dem Gefühl zum Durchbruch, daß die einzige wahrhaft gute Aussicht die Selbsterstärkung und darüber hinaus ein möglichst uneigennütziger Zusammenschluß der Balkanstaaten sei. In den Entwicklungsabschnitt, der damit heraufzieht, ist es neben Polen die so erstaunlich erstarkte Ankara-Türkei gewesen, die von einem Teil der Balkanstaaten als ein Faktor der Ruhe und der Sicherung gewertet wird. Aus den der türkischen Anregung entsprungenen regelmäßigen Balkankonferenzen, die im Jahre 1930 beginnen, entwickelt sich Anfang Februar 1934 der Balkanbund zwischen Türkei, Griechenland, Rumänien und Jugoslawien, während sich außerdem sowohl Bulgarien als auch Griechenland durch ausgeprägte Freundschaftsverträge der Türkei nähern. Von einem Wiß der Weltgeschichte könnte man hier sprechen, denn ausgerechnet die Länder, die damals durch die Westmächte vom türkischen „Barbarenjoch“ befreit wurden, wenden sich nunmehr an das neutürkische Reich, um gegen die Bedrohung durch die Westmächte in der Nachkriegszeit eine Sicherung zu bekommen.

Diese erstaunliche Tatsache ist nicht ohne psychologische Auswirkung geblieben. Sowohl die Verständigung mit einem früheren „Erbfeind“, wie die nationale und sozialistische Struktur dieses Staates weisen die Balkanvölker (wenn auch nicht alle ihre, z. T. international eingestellten, führenden Politiker) verstärkt auf nationale Verstraffung und Selbständigkeit hin, wie auf loyale Nachbarverständigung im Sinne allgemeiner balkanischer Vollmündigwerdung. In Bulgarien und Ungarn wachsen die Revisionswünsche und damit die territorialen Ansprüche an Griechenland, Jugoslawien, Rumänien und Tschechei, so daß sich diese Staaten zu den bestehenden „selbständigen“ Abmachungen, wie der Balkanpakt oder das freie Abkommen vom Februar 1933 zwischen den drei Angehörigen der Kleinen Entente noch den Ständigen Balkan-Wirtschaftsrat einrichteten, wie er am 2. November 1934 in Ankara beschlossen wurde. Im Sinne einer Selbständigkeitsermunterung wirkt um diese Zeit nicht nur die Wiederaufrichtung der deutschen Staatshoheit, sondern auch der deutsch-polnische Freundschaftsvertrag, mit dem sich Polen ganz offenbar aus einseitiger französischer Betreuung herauslöst.

Freilich schweigt die große Politik gegenüber der sich solchergestalt ausprägenden balkanischen „Monroe-Doktrin“ nicht im mindesten. Neben dem Ostpakt ist der Donaupakt ein Steckenpferd der französischen Politik, und der Cardieu-plan von 1933 zeigt nur zu deutlich ihren Machtgeist. Auch Italien meldet sich mit neuen Plänen, die zu dem Stützpunkt Albanien im Süden Jugoslawiens noch die nördliche Umklammerung des Adriagegners mittels verstärkter österreichischer und ungarischer Beziehungen fügen sollen. Schließlich taucht die Sowjetrussische Gefahr im

veränderten, darum aber nicht weniger gefährlichen, Gewande auf. Die Politik von Prag, von Paris und von Moskau finden sich im sogenannten französisch-russischen Pakt zusammen, ja, der unglaublichen Aktivität des französischen Einkreisungswillens entspringt der erstaunliche offizielle Ausgleich zwischen Rumänien und den gefürchteten Sowjets, so daß die neue Kombination über einen zweiten wichtigen Balkanstützpunkt verfügt. Nachdem im Abessinienkrieg die Entscheidung zu ungunsten des Völkerbundes bereits gefallen ist, nimmt auch England in der Reise des Ministers Austen Chamberlain nach Wien und Prag wieder nahe Fühlung mit des Balkans Gegenwart und Zukunft.

Auf der anderen Seite hat die nationale Bewegung im Balkan im November 1935 zur Wiederaufrichtung des griechischen Königtums geführt. Österreich hat im April 1936 die Wehrhoheit aufgestellt und geht ebenfalls der Restauration entgegen. Bulgarien hat sein Straßennationales Regiment immer stärker ausgeprägt und, ähnlich wie in Ungarn, die Revisions- und Aufrüstungsforderungen mehr und mehr in den Vordergrund geschoben. Weil damit die Front gegen Griechenland und auf Wiedererhalt der Mittelmeerküste gerichtet wird, hat man notgedrungen im bulgarisch-jugoslawischen Grenzgebiet, jenem berückichtigten mazedonischen Kampfgebiet, die schwelenden Brände ausgetreten und, Ende 1934, auch die drahtgeschützte Grenze da und dort wieder geöffnet. Die Ankara-Türkei aber hat den Vorstoß vom Spätsommer 1934 im Dezember 1935 erneuert und die Wiederbefestigung der türkischen Meerengen mit vollem Recht gefordert.

So kann man zur Stunde wohl von einer politischen Hochkonjunktur in Balkandingen sprechen. Immer war das politische Schachspiel im Balkan ein heftiges, oft bedrohliches. Heute aber sind nicht einmal alle Spieler, die an den Figuren rücken, genau bekannt, und vor allem sind die Figuren selbst — die Balkanländer — von wachsendem Eigenleben erfüllt. Wird die These „der Balkan den Balkanvölkern“ sich verwirklichen lassen, werden nicht vielmehr die russischen, die italienischen und die französischen Einflüsse den Kampf um den Balkan weiterführen? Oder werden wirklich friedgesonnene Länder, wie die neue Türkei, wie Polen, wie das gleichberechtigte Deutschland den politisch und wirtschaftlich so schwergeprüften Balkanstaaten die Hand zu entpolitisiertem Güter- und Geistesaustausch reichen können? Ansätze dazu sind gewiß vorhanden. Gerade Deutschland könnte den Balkanstaaten mehr bieten als die anderen Bewerber.

Freilich, die brüchigen Friedensdiktate kämen dabei verstärkt in Gefahr. Aber haben sie sich denn nicht allenthalben in der Welt als unselige Tat erwiesen, die nur wieder Böses erzeugen kann? Das System der „Alliierten und associierten Mächte“, unter denen selbst Italien und Japan seiner Zeit bei den Friedensverhandlungen verzwängt wurden (von der Behandlung anderer associierter Staaten und Länder ganz abgesehen), ist wirklich von der heimlichen Kraft der wahren Selbstbestimmungs- und Friedensgedanken entthront worden. An der „Großen Politik“, und an den in ihr sich ausprechenden überstaatlichen Kräften liegt es, ob der Balkan eines Tages ein wichtiges und nützlichstes Mitglied der europäischen Gemeinschaft werden kann, oder ob er die Brandfackel bleibt, die nur zu oft Europa, ja, den Erdball, in Rauch und Flammen gehüllt hat.

Ewald Volhard:

Tanz in der Oase Kufra

Als der Ägypter Ahmed Hassanein Bey 1923 die von dem Deutschen Gerhard Rohlfs 1879 entdeckte Oase Kufra besuchte, beherrschte die religiös-politische Sekte der Senussi das ganze Wüstengebiet zwischen Ägypten und Algerien. In Kufra war derzeit ihr Hauptlager, und bei den vornehmen, korangelehrten Beduinenfürsten war Hassanein, der in England erzogene Mohammedaner, ein hochgeehrter Gast. Dank den Senussen war das Land befriedet, ein reicher Karawanenverkehr zwischen Süd und Nord, Ost und West fand in Kufra einen sicheren Umschlagsplatz und Stützpunkt. Wasser für die durstenden Wanderer und Kamele, frische Nahrung und neue Kleidung, Raft und Ruhe sorgten hier für die Stärkung der Weiterziehenden. Rosen wuchsen in sorgsam gepflegten Gärten.

1931 fiel Kufra nach erbitterten Kämpfen mit den stolzen und selbstbewußten Eingeborenen den Italienern zu. Die Senussi wurden vernichtet. Die schließlich vor der Übermacht modernster Waffen wehrlos in die Wüste Fliehenden boten den Maschinengewehren der niedrig fliegenden Flugzeuge ein leichtes Ziel. Heute ist das Land wieder befriedet, wenschon nicht befreundet. Die „Rebellen“, wie die Feinde der Fremdherrschaft und Freunde der alten Ordnung von den Italienern genannt werden, haben sich, soweit sie nicht erschlagen sind, geduckt.

Wir waren bei den Italienern zu Gast, die uns in der großzügigsten und liebenswürdigsten Weise aufgenommen haben. Besonders dem prachtvollen Kommandanten des hochgelegenen Forts der „Autosahariana“ werden wir Teilnehmer an der zwölften Frobenius-Expedition stets ein herzliches Gedenken bewahren. Er führte in seinem Oasengebiet ein strenges aber gerechtes Regiment, verstand es, die Eingeborenen zu Arbeiten anzuleiten, wie sie der dauernde Kampf gegen den unerfättlich vordringenden Sand nötig machen, und ihnen zugleich wenigstens die Segnungen der Kultur zugänglich zu machen, für die sie empfänglich waren.

Ihre alten Feste zu feiern, ist den Eingeborenen freilich verboten. Angeblich täten sie sonst nichts anderes und kämen aus ihren Näschen nicht heraus. Mehr wohl befürchtet man in den Festen einen schwer kontrollierbaren Herd der Rebellion. Nur ausnahmsweise erlaubt der Kommandant die Abhaltung einer „Fantasia“, wozu unsere Anwesenheit einen guten Anlaß bot. Zwar behaupteten die jüngeren Offiziere, die lieber selber getanzt hätten, die Fantasia hätte einen solchen Bart. Für uns aber hatte das Fest noch keinen Bart, es erwartete uns im Gegenteil ein ganz großes Erlebnis.

Mit mehreren Lastwagen, unseren und den italienischen, fuhren wir abends in die Palmenwälder der Oase hinunter. Schmale Sandwege führten uns auf einen freieren Platz, auf dem sich, hellbeleuchtet durch Jackeln aus trockenen Palmzweigen bunte Menschengruppen auf dem weißen Sand vor den gespenstig dunklen Baum-silhouetten tummelten. Die fremdartigen Rhythmen der Trommeln, unterstrichen durch das Händeklatschen und den eigenartigen Gesang der Umstehenden, bildeten die Musik, zu der sich die Tanzenden jeweils im Kreis zahlreicher Zuschauer bewegten. Unzählige solcher Gruppen waren über den weiten Palmenwald hin zerstreut, und

überall tanzten und sangen die Menschen unter lebhafter Mitwirkung der Umstehenden.

In Kufra haben sich die verschiedensten Stämme versammelt, und alle haben sie ihre eigenen Festbräuche und Tänze. Während die Araber für unsere Augen und Ohren ziemlich monoton und gehalten tanzten, gehören die Tänze der aus dem Sudan stammenden Tibbu zu dem Großartigsten und Dramatischsten, was wir je gesehen haben. In einem dieser Tänze wurde der Kampf mit einem Löwen dargestellt. In der Mitte des Kreises stand die Hauptfigur, der Trommler, der auf einer großen Trommel fortgesetzt aufreizend gleichmäßige Rhythmen hervorbrachte. Er stand vollständig unbewegt, das eine Bein mit gebeugtem Knie vorgestellt und den Oberkörper weit zurückgelehnt. Ab und zu machte er ein paar Schritte vorwärts, wobei die Trommel lauter und rascher wurde, sogleich aber fiel er wieder in die eiserne Monotonie, die unwiderstehlich alle in seinen Bann zu zwingen schien.

Aus dem Zuschauerkreis löst sich plötzlich einer heraus, bewaffnet mit einem Stab springt er in die Mitte des Kreises. Er scharrt mit den Füßen den Sand auf, daß er ihm über den Kopf fliegt, und stürzt in wilden Sprüngen fechtend gegen den unbewegten Trommler. Er kämpft wie ein Rasender, zieht sich zurück, um gleich wieder heranzuschleichen, er krümmt sich verwundet im Sand, greift nochmals an, um schließlich besiegt den Kampfplatz zu räumen. Ein anderer folgt, ein dritter und vierter, jeder versucht sein Heil, jeder auf seine Weise und mit der ganzen Kraft und Gewandtheit, die ihm zu Gebote stehen. Wild und wütend ist der eine, lauernd und listig der andere, keiner wiederholt seinen Vorgänger. Unererschöpflich, so scheint es, sind die dramatischen Ausdrucksmöglichkeiten dieser Menschen.

Während der Kämpfende alle Blicke auf sich lenkt, steht einem Felsen gleich immer in der gleichen Haltung sein unheimlicher Gegner, der Trommler, selten nur durch Schritt oder Ton am Kampf beteiligt, wenn einer nach dem andern an ihm emporbrandet und wieder zurückjinkt in die Menge der Namenlosen. Von ihm allein hängt alles ab, und ein guter Trommler hat einen weiten Ruf und großes Ansehen. Der Vorgänger des unsren soll noch großartiger gewesen sein und selbst die italienischen Offiziere schilderten ihn als einen überragenden Künstler. Leider mußten sie ihn fortschicken, weil er die Männer des Ortes verdarb. Man begnügte sich mit der Verbannung, weil man sich scheute, den allzu berühmten zum Märtyrer zu machen.

Das Tanzspiel soll ursprünglich einen Reiterkampf dargestellt haben, daher das Aufwirbeln des Sandes am Anfang jedes Kampfes. Die Stöcke muß man sich durch Schwerter ersetzt denken, die natürlich verboten sind. Der Trommler soll den Löwen bedeuten, aber man wird sich angesichts der unheimlichen Spannung und Kraft dieses Spiels doch fragen müssen, ob wirklich unser einfaches Begriffsbild „Löwe“ das trifft, was der Mensch der Wüste mit der Anschauung dieses Tieres verbindet.

Zweifelloos ist der Löwe für ihn beladen mit einem ganz anderen Erlebnisgehalt als für uns. Er wird in seiner ganzen furchtbaren Größe und Übermacht empfunden und vergegenwärtigt, nicht als ein Tier unter anderen, sondern als das gewaltig Drohende schlechthin. Wie der Trommler nur ein Zeichen ist für den Löwen, so ist der Löwe nur ein Zeichen für das unerbittlich eherne Schicksal selber, so scheint es, und mit der ganzen Tiefe unverbrauchter Seelen verdichten diese Menschen den Lebens-

kampf zu einem sinnbildlichen Spiel, dessen dramatischer Ablauf transparent wird und eine heilig-ernste Auseinandersetzung mit dem Leben selber durchscheinen läßt. Was immer dem einzelnen an Lebensmöglichkeiten gegeben sind, das entwickelt er in diesem Kampfspiel auf seine Weise, indem er alle Erlebnisstufen durchläuft, die gerade seiner Natur eigen sind. Wo der eine in jähem Wechsel aus begeistertem Ansprung in matte Verzweiflung fällt, sammelt der andere sich in langsamem Ringen zur äußersten Kraftentfaltung, während ein dritter fast spielerisch leicht immer neue Sinnen versucht. Über allen aber steht unerschütterlich der Trommler.

Es ist nicht unser Leben, das in einem solchen Kampfspiel abrollt, aber es ist ein Leben groß und geschlossen in sich, Zeugnis einer einheitlichen Kultur, deren letzte Reste sich eben noch gegen das mehr und mehr vordringende Europäertum halten. Wer ein solches Fest, wie die „Fantasia“ in Kufra, bei der etwa 3000 Personen beteiligt waren, erleben durfte, dem wird es unvergeßlich bleiben. Zugleich aber wird er sich immer des peinlichen Gesühls erinnern, das den unberechtigten Eindringling in ein fremdes Lebensgebiet beschleicht, wenn er sich mitverantwortlich fühlen muß für die Zerstörung bodenständiger Kräfte und Bildungen, die — nicht nur für den Ethnologen — unerseßlich sind. Schon verfällt auch diese alte Kultur mehr und mehr, die bald nur noch in Museen und eine Weile im Zirkus zu sehen sein wird.

Man soll von den Tibbu und ihren Männertänzen nicht sprechen, ohne zugleich der Frauen zu gedenken, jener im Gegensatz zu den kräftigen Männern unwahrscheinlich schlanken und zierlichen Mädchen, die mit einer seltenen Anmut und Zartheit eine unheimliche Leidenschaftlichkeit verbinden. Dunkelhäutig, mit glatten schwarzen Haaren um den schmalen Kopf, geschmückt mit feinen Silberarbeiten, sehen sie in ihren straffen dunklen Gewändern zerbrechlich aus wie Spielpuppehen. Aber der Dolch liegt ihnen nahe zur Hand, so heißt es, und sie wissen zuzustoßen. Die schöne Fatme in Kufra ist in ganz Nordafrika berühmt. Mit vierzehn Jahren mußte sie von daheim fliehen, weil sie ihre Schwägerin aus Eifersucht erdolcht hatte. Unsere Malerinnen waren bei ihr zum Tee geladen und haben sie gemalt. Sie sieht heute noch aus wie ein unschuldiges Kind, obgleich sie — unter militärärztlicher Kontrolle — längst das geworden ist, was die Alten etwa eine Flötenspielerin nannten.

Otto Corbach: Australische Landplagen

Der Kampf gegen eingeschleppte Schädlinge

Der kleinste Kontinent konnte dem weißen Mann, als er ihn auf seinen Welt-eroberungszügen entdeckte, wie das wiedergefundene Paradies vorkommen. Die Eingeborenen waren unstät umherstreifende Jäger, die auf der Stufe des Steinzeitmenschen stehen geblieben waren. Sie konnten dem fremden Eindringling keinen organisierten Widerstand bieten. Da sie sich im übrigen zu Dienstleistungen wenig brauchbar erwiesen, so wurden sie im Umkreise der Siedlungen Weißer rasch ausgerottet. Der europäische Einwanderer konnte von dem Augenblick an, wo er den Fuß

auf australische Erde setzte, darauf fast so schalten und werten, als ob sie unbewohnt gewesen wäre. Es gab in der Nähe der Küstenstriche, wo die ersten Niederlassungen entstanden, fruchtbares, anbaufähiges Land genug, und bei weiterem Vordringen ins Innere entdeckte man herrlichstes Weideland, das sich ins Endlose zu verlieren schien. Das Klima glich einem ewigen Frühling. Die einheimische Tier- und Pflanzenwelt war zwar seltsam, aber harmlos. Hier gab es noch lebende „Flossilien“, in den größeren Erdteilen längst ausgestorbene Pflanzen- und Tierarten, so Baumfarne, wie sie den Hauptbestandteil unserer „Steinkohlenwälder“ bildeten, Molchfische und eierlegende Säugetiere. Als in Eurasion höher entwickelte Säugetiere durch ihre überlegene Ausrüstung für den Kampf ums Dasein unter den alten Formen der Tierwelt gewaltig aufzuräumen begannen, hatte der Ozean bereits die einstige Landbrücke zu Australien zerstört. Sowohl von den großen vierbeinigen Räubern wie von den gefährlichsten Schlangen blieb der abgesonderte uralte kleine Erdteil verschont.

Wie in Amerika, so beehrte sich der europäische Einwanderer auch in Australien, seine neue Umwelt durch Einführung von Nutzpflanzen und Nutztieren aus der alten Heimat zu bereichern. Er baute Weizen und andere Getreidearten, zog eingeführte Gemüse, bürgerte gewohnte Obstsorten ein, so reich die neue Umwelt ihn mit eigenartigen eßbaren Früchten beschenkte, erfreute sich des Gedeihens von Hühnern, Enten, Gänsen, Schweinen, Schafen, Kindern, Ziegen, Pferden, die die weite Seefahrt überlebten, und berauschte sich an der Vorstellung von unbegrenzten Möglichkeiten für das Anwachsen der Herden, die sich das ganze Jahr hindurch auf unererschöpflichen Weidegründen im Freien tummeln konnten.

Bei dem übereifrigen Bestreben, das Glück eines gefundenen Paradieses noch zu verbessern, erlebte man indes recht bald bittere Enttäuschungen. Am 1. Mai 1788 kamen in Port Jackson nach einem amtlichen Vermerk unter anderm Viehzeug fünf Kaninchen zu Schiff an, von denen drei für den Gouverneur Ring bestimmt waren. 1791 trafen für diesen einige weitere Exemplare aus Kapstadt ein. Bis 1825 hörte man aber in Neu-Süd-Wales noch nichts von verwilderten Kaninchen. Auf Tasmanien wurden Kaninchen noch 1824 in den Akten der Behörden zu den Haustieren gerechnet. In einem Almanach von 1829 war jedoch bereits davon die Rede, daß die wilden Kaninchen auf der Insel Vetry nach vielen Tausenden zählten. „Hobart Colonial Times“ vom 11. Mai 1827 klagte über die Verheerungen, die unheimlich anschwellende Scharen „gemeiner Kaninchen“ auf großen Gütern anrichteten. Im Jahre 1842 legte J. V. Stokes, der Kommandant des Kriegsschiffes „Beagle“, auf dem sechs Jahre früher Darwin seine berühmte Weltreise beendete, bei einer Insel in der Bass-Straße an. Er nannte sie wegen der Menge Kaninchen, die sie bevölkerten, „Rabbit-Isle“. Einige von ihnen setzte er auf einer andern einsamen Insel in der Bass-Straße aus „zum Nutzen irgendeines Schiffbrüchigen, der dort hungernd stranden mag“. 1844 wurde die „Kaninchen-Insel“ Walfischfängern für die Versorgung mit frischem Fleisch empfohlen.

Nach Victoria kam das Kaninchen 1836 mit den ersten Pionieren. Noch einige Jahre später konnte es geschehen, daß ein Mann wegen Tötung eines John Robertson auf Glen Alvis gehörenden Kaninchens vom Polizeigericht in Colae mit einer Geldbuße von zehn Pfund Sterling belegt wurde. Später wandte derselbe

Robertson 5000 Pfund auf, um die Kaninchen auf seiner großen Besitzung auszurotten, was ihm natürlich nicht gelang.

Mehr und mehr breitete sich die „Kaninchenpest“, wie man die Plage zu nennen begann, über den ganzen Kontinent aus. Quer durch Neu-Süd-Wales und Victoria zieht sich ein breiter Streifen lehmigen oder sandigen Bodens, wie geschaffen, von Kaninchenhängen kreuz und quer durchzogen zu werden. Von dort aus erfolgte die Ausbreitung des Nagers nach allen Richtungen. Das Wegnagen von Wurzeln und Sprossen, das Unterwühlen von Bäumen oder Abschälen von Rinden nahm auf dem Wege des Vordringens solche Ausmaße an, daß oft große Flächen fruchtbaren Weidelandes in völlige Wüsteneien verwandelt wurden. Bei eintretender Dürre vollendeten Winde das Zerstörungswerk, indem sie die der schützenden Grasnarbe entblößte Erde aufwirbelten. Die zahlreichen Wanderdünen im Innern Australiens haben großenteils einen solchen Ursprung.

Die einheimische Tierwelt hatte das Kaninchen wenig zu fürchten. Der Australien eigentümliche Hund, der Dingo, und der wenig blutdürstige Beutelmarder konnten allein gegen das lawinenartige Anschwellen der Kaninchenhorden wenig ausrichten, auch nicht im Bunde mit ziemlich selten vorkommenden Raubvögeln. Die Dingos vermehrten sich aber stark, erhielten durch Kreuzungen mit europäischen Hunden eine ihre Wildheit nur steigende Blutaufrischung und wurden ihrerseits zu einer neuen Plage, indem sie in den Schafherden immer größere Verheerungen anrichteten. In dem einen Jahre 1925 wurden 221 000 Schafe Opfer von Dingos. Trägerisch erwiesen sich auch die Hoffnungen, die man auf den zwischen 1870 und 1880 eingeführten europäischen Fuchs setzte. In der alten Welt der mörderischste und unermüdetste Verfolger des Kaninchens, entwickelte Keineke in Australien eine einseitige Vorliebe für Jasanen und demgemäß auch für deren feuchte und waldreiche Wohngebiete. Die Kaninchen wurden von ihm in den von ihnen heimgesuchten trockneren Gegenden fast gar nicht behelligt.

Zum Verhängnis wurden australischen Einwanderern selbst mitgebrachte oder nachgeschickte Hauskatzen. Sie verfielen rasch einem unheimlichen Zuge zu wildern und zu verwildern. Es kam ihnen dabei zustatten, daß das mit Urwald bedeckte Hinterland auch in den am stärksten besiedelten Strichen bis an die Küstenstädte heranreicht. So boten sich ihnen Jagdgebiete von unendlicher Ausdehnung, wobei sie den Zusammenhang mit menschlichen Behausungen umso leichter verloren, als die Aufschließung des Innern für eine dichtere Besiedlung nur außerordentlich langsam fortschritt. Schlimm wurden nun die vereinzelt Geböte und Farmen heimgesucht. Aeneas Gunn, die als vermögende Dame aus dem Südosten einen Farmer aus dem Nord-Territorium heiratete, schildert in ihrem Buche „The Never-Never“ ihre Erlebnisse als Neuling auf einsamer Farm. Sie erzählt, wie ein findiger chinesischer Koch ihr Hühnervolk vor Katzen sicherte. Er richtete dem Geflügel Schlafstellen auf den weit ausladenden Ästen eines Cooliver-Baumes ein und umgab den Stamm mit einer Wand aus Zinkblech, „um wilde Katzen von unerwünschten Aufstiegen abzuhalten“. Die Hühner leitete er dazu an, abends eine Strickleiter zum Aufstieg zu benutzen, die dann regelmäßig wieder fortgenommen wurde.

Die verwilderte Hauskatze wird im australischen Busch der eigentlichen Wildkatze immer ähnlicher. Professor Dr. Alex Hill berichtet, wie beim Besuche eines

Museums in Perth (Westaustralien) ein ausgestopfter Kater, Abkömmling vor langer Zeit in die Wildnis entwichener Hauskatzen, mit einem Truthahn im Maul sein Erstaunen erregte. „Er war“, so wird uns versichert, „anderthalb mal so groß wie der größte ‚Tom‘ in England, vier Fuß von der Nase bis zur Schwanzspitze messend . . . Das war nicht nur eine wilde Bestie, so gefährlich, wie manche der größeren Mitglieder der Katzenfamilie; das Tier hatte auch, wie die größeren Verwandten, ein Fell, das es im Zwielicht zwischen den Bäumen fast unsichtbar machte, dunkl grau, fast schwarz, mit Querstreifen.“

Neuerdings kamen Meldungen aus Australien, wonach die „Katzenpest“ besonders in Queensland einen furchtbaren Umfang annahm. Die Bestien umschleichen nachts die Anwesen der Farmer in großen Rudeln und liefern sich gegenseitig förmliche Schlachten um die gemachte Beute.

Auch viele eingeführte oder eingeschleppte, in ihrer alten Heimat nützliche oder harmlose Pflanzen entwickelten sich in australischer Umwelt zu schlimmen Schädlingen. Eine Kakteenart, die in ihrer Heimat auf den Antillen und an der Küste des Golfes von Mexiko nur spärlich auftritt, konnte in Australien viele Millionen Hektar Weideland verunkrauten. Erst durch Einführung der Cochenille-Schildlaus und einer Schmetterlingsart, deren Raupen diese Opuntie zur Nahrung dient, konnte die „Pest“ auf ein erträgliches Maß zurückgeführt werden. Das ist freilich der einzige Fall erfolgreicher biologischer Bekämpfung einer eingeschleppten Schädlingspflanze. Weite Flächen, auf denen große Herden von Kindern oder Schafen ausreichende Nahrung fanden, mußten als Weideland aufgegeben werden, weil kanadische und andere fremde Distelarten, Kletten, Brombeeren, Weinrosen und alle möglichen andern Eindringlinge in einer anderwärts völlig unbekanntem Weise um sich wucherten. Eine um 1900 aus Südamerika eingeschleppte Wasser-Hyazinthe entwickelte, ähnlich wie die aus Nordamerika stammende Wasserpest zeitweise in Europa, in australischen Gewässern eine solche Vermehrungskraft, daß sie auf den Flüssen von Neu-Süd-Wales zu einem ernsthaften Verkehrshindernis wurde.

Offenbar sind die uranfängigen Lebewesen in Australien einem Wettbewerbe mit solchen, die aus schärferer Auslese auf den größeren Kontinenten hervorgingen, von denen sich der kleinste Erdteil vor Jahrmillionen absonderte, im allgemeinen nicht gewachsen. Darf man sich aber darüber wundern, daß es dem weißen Manne mit den Tieren und Pflanzen, die ihm nach Australien folgten, ähnlich ergeht wie dem Zauberlehrling mit den Geistern, die er rief und nicht bannen konnte, wenn man erwägt, daß er selbst nur an einigen Stellen des Randes des Kontinents zu dichterem Besiedlung festem Fuß faßte? Würden alle genügend fruchtbaren Gegenden Australiens mit einem dichten Netz menschlicher Siedlungen überzogen, so würde eine Bevölkerung von mindestens hundert, statt wie heute kaum zehn, Millionen für einen täglichen Kleinkrieg zur Herstellung eines Kulturzwecken entsprechenden Gleichgewichts im Haushalt der Natur in Anspruch genommen werden können, und man brauchte nicht Jahr für Jahr viele Millionen Pfund Sterling in einem bei der Spärlichkeit der Siedlungen im Innern hoffnungslosen Kampfe gegen Schädlinge zu verpulvern, die leere Räume „erfüllen“; die die menschlichen Machthaber zu bequem sind, für eine organisierte Masseneinwanderung aufzuschließen.

In vier Jahren in Tokio

Die Entscheidung des Internationalen Olympischen Komitees über den Austragungsort der XII. Olympischen Spiele ist nun endgültig für Tokio gefallen. Schon seit sehr langer Zeit hat die japanische Sportwelt und Öffentlichkeit sich bemüht, auch einmal die Olympischen Spiele nach Japan zu bekommen. Man kann auch ihren Bemühungen eine gute Begründung nicht bestreiten. Gewiß — bei den ersten Olympischen Spielen hatten die Japaner kaum irgendeine größere Rolle gespielt, auf der IX. Olympiade in Amsterdam aber holten sie einen Siegerpreis in Athletik und einen Siegerpreis im Schwimmen: ihre sportlichen Leistungen sind immer besser geworden und auf gewissen Gebieten gelten sie heute als Meister. Bei der Winter-Olympiade in Garmisch schnitt die japanische Mannschaft ebenfalls sehr erfreulich ab. Mit großem Eifer haben sie sich seit langem um die olympische Idee bemüht und sich in vielen Sportarten nicht nur einen ebenbürtigen Platz neben den europäischen, sondern in einzelnen Sportarten auch eine gewisse Überlegenheit gesichert. Menschlich waren die japanischen Mannschaften immer sehr beliebt, ihr freundliches und höfliches Wesen, die Ritterlichkeit ihres Kampfes gewannen ihnen viele Sympathien.

Zugleich aber war es notwendig, nachdem die Olympischen Spiele sowohl in Amerika wie auch in Europa mehrfach abgehalten waren, sie auch einmal in Asien stattfinden zu lassen. Glücklicherweise trifft damit zusammen, daß unser Jahr 1940, wo in Tokio die Olympischen Spiele stattfinden sollen, das 2600. Jahr „Kigenjsetsu“ nach japanischer Rechnung ist, das 2600. Jahr seit dem Jahre, wo der erste Kaiser Jimmu Tenno den Thron der „Göttergeschützten, schiffreichen Inseln“ bestieg, wo die japanische Reichsgeschichte beginnt.

Zahlreiche Deutsche, die sonst ihr Weg niemals nach Ostasien geführt hätte, werden auf diese Weise das Großreich des Fernen Ostens zu sehen bekommen. Tokio mit seinen über acht Millionen Einwohnern ist heute seiner Bevölkerungszahl nach die größte Stadt der Erde, aus den Ruinen des Erdbebens in neuem Glanze entstanden. Wer glaubt, dort etwa nur das Land der „Geißhas“ und der „Kirschblüten“ vorzufinden, wird überrascht sein von dem pulstenden modernen Leben dieser Reichshauptstadt eines Staatswesens, das heute direkt und indirekt über 128 Millionen Menschen herrscht.

Baupläne für die Olympiade

Vor den Toren der japanischen Hauptstadt befindet sich ein Stadion, das 60000 Zuschauer faßt. Für die Olympischen Spiele 1940 wird dieses Stadion voraussichtlich so erweitert werden, daß es 100- bis 120000 Zuschauer aufnehmen kann. Vielleicht wird man sich auch zu einem Neubau entschließen. Auch ein neues Schwimmstadion ist nicht unbedingt erforderlich, und Plätze für die anderen Sportarten sind vorhanden und bedürfen nur einer Erweiterung der Zuschauertribünen. Zu diesem japanischen Reichsportfeld wird man neue Zufahrtsstraßen anlegen, vier neue Bahnhöfe werden geschaffen werden. Ähnlich wie in Döberitz wird das Olympische Dorf in einen Wald hineingebaut. Die Häuser werden wahrscheinlich in japanischem Stil errichtet und natürlich mit allen Bequemlichkeiten ausgestattet. Alle anderen Bauten sollen der „neuen Sachlichkeit“ entsprechen. Man wird Betonbauten bevorzugen, da sie die kühnsten Konstruktionen zulassen. Der Umbau wird etwa 15 Millionen Yen an Kosten verursachen. Neben dem Staat werden die Stadt Tokio und einzelne Privatleute die Finanzierung übernehmen.

Die Japaner tragen sich mit der Idee, in Japan besondere Schiffe auszurüsten, die die Zuschauer aus Europa gesammelt hinüberholen. Es ist natürlich der Ehrgeiz der Japaner,

1940 möglichst vielen Europäern die Schönheiten und Leistungsfähigkeiten ihres Landes zu zeigen.

Auch altjapanischer Sport wird gezeigt

Es ist beabsichtigt, bei den kommenden Spielen den Zuschauern auch die typisch japanischen Sportarten zu zeigen, so z. B. Judo, die japanische Kunst- und Selbstverteidigung. Ebenso wird man den Gästen Reiterkünste mit Bogen und Pfeil vorführen. Alte japanische Nationaltrachten werden zu sehen sein, und die Militärschwimmer werden in voller Ausrüstung ihre Künste zeigen.

9000 deutsche Schulen in der Welt

Tagung der deutschen Auslandslehrer

Kurz vor der Jahrestagung des Deutschen Ausland-Instituts in Stuttgart fand dieser Tage die Auslandslehrertagung der Auslands-Organisation der NSDAP. (Gau Ausland) statt, um den Lehrern an deutschen Schulen im Ausland Gelegenheit zu geben, die bedeutungsvollen sippenkundlichen Veranstaltungen des DAI. mit besuchen zu können. Etwa 2500 deutsche Auslandslehrer waren eingetroffen, um in den viertägigen Beratungen das Rüstzeug und die neue Ausrichtung für ihre Arbeit mitzunehmen.

Mit Recht bezeichnete der Leiter der Tagung, Gauamtsleiter Dr. Ehrlich (Berlin), die Auslandslehrer als das Rückgrat des Volkstums. Haben wir doch gegenwärtig 9000 deutsche Schulen in aller Welt, die vielfach schwer um ihren Bestand ringen müssen. In Europa bestehen 60 deutsche Schulen mit rund 11500 Schülern, in Asien 21 mit rund 1500 Schülern, in Afrika 22 mit nahezu 1800 Schülern und in Mittel- und Südamerika etwa 1400 Schulen mit rund 68000 Schülern. Von den Schulen sind ein großer Teil rein deutsch, andere dürfen nur eine bestimmte Stundenzahl in der Woche Deutschunterricht geben. In bestimmten Ländern werden deutsche Schulen gerne und zahlreich von Ausländern besucht, in anderen ist dagegen der Ausbau und Aufbau durch Gesetze stark gehemmt. Je nach der geschichtlichen Entwicklung der Auswanderung herrschen Konfessions- oder religiöse Gemeinschaftsschulen oder Privat- und sogenannte Staats- oder Regierungsschulen vor.

Der Weltkrieg hat im Bestand und im Aufbau der deutschen Auslandsschulen leider große und oft schmerzliche Veränderungen gebracht. So ist das deutsche Schulwesen in den Vereinigten Staaten, Kanada und Australien, wie in Belgien fast völlig vernichtet. Auch in den früheren Kolonien Kamerun und Togo gibt es keine deutschen Schulen mehr, während im ehemaligen Deutsch-Ostafrika jetzt wieder sieben Schulen und in Südwestafrika ein ausgedehntes deutsches Schulnetz vorhanden sind.

Nach kurzer Begrüßungsansprache seitens des Leiters der Ausland-Instituts, Prof. Dr. Csaky, sowie des Vertreters des Reichserziehungsministers Rust, Ministerialrat Dr. Usadel, behandelte Gauamtsleiter Dr. Klingensfuß (Berlin) eingehend die auslandsdeutsche Kulturpolitik, in der jeder Auslandsdeutsche, vor allem natürlich der Auslandslehrer einbezogen und zur Mitarbeit verpflichtet sei. Reichsachbearbeiter Eichinger (Bayreuth) sprach über die Förderung der auslanddeutschen Kulturarbeit und Volkstumspolitik im reichsdeutschen Schulunterricht. Er erklärte, das Auslandsdeutschtum dürfe nicht nur als Anhang zur Erdkunde Unterrichtsgegenstand sein, sondern es müsse in allen Unterrichtsfächern das Gesamtdeutschtum behandelt werden. Jeder einzelne deutsche Gau habe für die Auslandsarbeit ganz bestimmte Teilaufgaben zu leisten. Hierbei könnten vor allem die ehemaligen Auslandslehrer ihre Erfahrungen und Kräfte einsetzen.

Wir werden auf diesen Kongreß sowie auf die Tagung des Deutschen Ausland-Institutes noch eingehend zurückkommen.

Querschnitte

Der gerettete Welfenschatz. Auf Grund langwieriger, durch den Preussischen Finanzminister, Professor Dr. Popitz, persönlich geführter Verhandlungen ist es möglich geworden, den Welfenschatz, dessen Entstehung in wesentlichen Teilen auf die persönliche Initiative Herzog Heinrichs des Löwen zurückgeht, für den Preussischen Staat zu erwerben.

Mit dieser großzügigen Tat des nationalsozialistischen Staates ist eines der erhabensten Denkmäler unserer mittelalterlichen Kultur endgültig für Deutschland gerettet worden, nachdem im Jahre 1930 alle Versuche, die Abwanderung des Schatzes in das Ausland zu verhindern, an der Verständnislosigkeit der beteiligten Stellen gescheitert waren. Wenn auch der Schatz in der Zwischenzeit eine zahlenmäßig nicht unerhebliche Einbuße erlitten hat, so sind doch die großartigsten und glücklicherweise gerade die durch Heinrich den Löwen unmittelbar in Auftrag gegebenen Werke beisammengeblieben, so daß der wiedererworbene weitaus größte Teil des Schatzes mit Recht als der Welfenschatz bezeichnet werden darf.

Wissenschaftliche Rätsel in der Planetenforschung. Der englische Astrophysiker Clark Bertrand Russell veröffentlicht einen Aufsatz über die unmöglichen Planeten, die nach den modernen Vorstellungen von der Materie nicht existieren dürften und trotzdem existieren. Die schwersten bekannten Stoffe haben ein spezifisches Gewicht von rund 20, sie sind also etwa 20 mal so schwer wie Wasser. Nun sind Stoffe, die 40-, 50- oder 60 mal so schwer sind wie Wasser, immerhin physikalisch-chemisch vorstellbar, wenn auch freilich bislang unentdeckt. Russell erklärt nun, daß es einen Stoff gibt, der 90000 mal so schwer ist wie Wasser. Aus einem solchem Stoff besteht der Begleiter Omikron des Sternes Eridani. Durch das Gesetz der Massenanziehung konnte diese phantastische Zahl errechnet werden. Auch ein kleiner Begleiter des Sirius hat noch das ansehnliche spezifische Gewicht von 40000. Wenn ein Wasserglas mit dem Stoff des Omikron-Eridani gefüllt wäre, so würde es 18 Tonnen wiegen, und sieben Lastautos müßten vorgespannt werden, um es fortzubewegen. Man nimmt übrigens an, daß Stoffe von so hohem spezifischen Gewicht nicht aus gewöhnlichen Atomen, sondern bloß aus Atomkernen bestehen.

Der „fliegende Pater“ unter kanadischen Eskimos. Der „fliegende Pater“ Schulte ist zur Zeit mit den Vorbereitungen zu einer Flugzeug-Expedition zu den kanadischen Eskimos beschäftigt, die im Dienst der christlichen Mission steht. Schon auf seinem Fluge mit dem Luftschiff „Hindenburg“ nach Amerika und seinem Besuch in Kanada erhielt der Pater von den Regierungsbehörden die Erlaubnis, sein Missionswerk mit einer Flugzeug-Expedition von zwei Junkers-Maschinen in das Gebiet der nordamerikanischen Eskimos am Mackenzie-River in der Hudson-Bucht zu tragen. Die besonders für den arktischen Dienst gebauten Maschinen tragen Schlittenkufen für die Landung auf Schnee und verfügen über elektrisch heizbare Kabinen, eine kleine Bibliothek, Apotheke, Küche und Schlafkojen. Das erste Flugzeug ist bereits von Hamburg aus in der kanadischen Hauptstadt Montreal angekommen. Die zweite Maschine ist am 4. August von Hamburg abgegangen.

Die amerikanische geographische Gesellschaft arbeitet daran, **Alaska**, vor allem die noch unbekannt und unbetretenen Gebiete, vom **Flugzeug aus kartographisch aufzunehmen**. Bisher sind die photogrammetrischen Aufnahmen des bis dahin noch unvermessenen Yukongebietes abgeschlossen. Bei diesen Aufnahmen konnte an klaren Tagen im Maximum eine Fläche von 5000 qkm aufgenommen werden.

Gaskrieg gegen die Insekten. Es ist wenig bekannt, in wie großem Umfange man sich heute giftiger Gase im Kampf gegen Insekten bedient. In den letzten 18 Jahren wurden allein in Deutschland über 5½ Tausend Schiffe (rund 75 Millionen Kubikmeter Raum) mit Blausäure durchgast, in etwa der gleichen Zeitspanne wurden rund 1400 Mühlen (mit 20 Millionen Kubikmeter Raum) und zahlreiche andere Objekte (mit 24 Millionen Kubikmeter Raum)

in gleicher Weise behandelt. Eines der interessantesten Anwendungsgebiete ist die Quarantänebegabung von Exportware. Allein in Deutschland werden jährlich Millionen von Setzlingen, Sträuchern und Bäumen, die für den Export bestimmt sind, mit Blausäure begast, um den Bestimmungen der Abnahmeländer, durch welche die Einschleppung einer bestimmten Schildlausart verhindert werden soll, zu genügen. Ein weiteres Giftgas, das Äthylenoxyd, ist zwar für die Begabung von Bäumen nicht verwendbar, wird aber bei der Raumdurchgasung vielfach bevorzugt, weil es in Einzelräumen angewendet werden darf, ohne daß das ganze Gebäude geräumt werden muß, wie es für die Blausäureanwendung, wenigstens in Deutschland, vorgeschrieben ist.

Eine Krone für die Himmelskönigin. Wie aus New York berichtet wird, ist dort eine Goldkrone, die 1500 Karat wiegt und mit 453 Smaragden geschmückt ist, zur Schau gestellt. Die Krone wurde von Colombia, in Südamerika, vor 300 Jahren zu Ehren der Jungfrau Maria hergestellt, und jetzt, nachdem 22 Jahre lang Verhandlungen wegen ihres Erwerbs stattgefunden haben, ist sie von einem Chikagoer Händler Syndikat erworben worden. Die Bürger von Popayan in Colombia hatten gegen Ende des 16. Jahrhunderts die Krone als ein Dankopfer für ihre Errettung von der Pest herstellen lassen, und sie hatten die Goldschmiede beauftragt, daß sie an Schönheit, Größe und Wert die Krone jedes regierenden Herrschers übertreffen müßte, um ein würdiges Geschenk für die Himmelskönigin zu sein. Trotz ihrer romantischen Geschichte und ihrer Schönheit wollen die neuen Besitzer nun die Smaragden aus der Krone herausnehmen und sie nach ihrem heutigen Marktwert verkaufen, den sie auf elf Millionen Reichsmark schätzen.

Zur Förderung des Japanstudiums im Ausland hat die Tokioter Gesellschaft zur Förderung internationaler Kulturbeziehungen einen „Japan-Kulturpreis“ für ausländische Studenten gestiftet. Der Preis wird an Studenten einer ausländischen Universität mit ständigen Vorlesungen über die japanische Sprache verliehen. Preisgekrönt wird die beste Arbeit über eines der vier japanischen Themen geschichtlicher, literarischer, künstlerischer oder religiöser Art.

Ibero-Amerikanische Ärzte studieren in Berlin. Nach Abschluß der Olympischen Spiele haben in Berlin die von der Ibero-Amerikanischen Ärzte-Akademie, an deren Spitze General Jaupel, der Präsident des Ibero-amerikanischen Instituts zu Berlin, steht, in diesem Jahr zum ersten Male veranstalteten Kurse für ibero-amerikanische Ärzte begonnen. Mediziner aus Spanien, Portugal und Ibero-Amerika hatten hier Gelegenheit, durch Vorträge berühmter deutscher Wissenschaftler und praktische Vorführungen die Fortschritte der deutschen Menschen kennenzulernen. Schon jetzt hat sich herausgestellt, daß dieser erste Anfang einen vollen Erfolg bedeutet und daß die Fortsetzung der Kurse im nächsten Jahr auf noch regeren Besuch rechnen kann.

Die größte Orgel Europas. Draußen in Nürnberg in der Kongresshalle der Reichsparteitage wurde in den letzten Monaten fieberhaft gearbeitet. Hier wird seit Anfang Juli an der Aufstellung der großen Orgel der Reichsparteitage gearbeitet, deren Bau im April d. J. in Auftrag gegeben worden war. Mit Staunen steht man vor dem Riesenwerk. Noch ist es nicht vollständig fertig. Die größten Pfeifen sind noch nicht aufgerichtet, die dem Plan zufolge die Mittelsäulen des Prospektes werden sollen.

Für denjenigen, dem der Unterschied zwischen Zungenstimmen und Labialstimmen nicht bekannt ist, sei gesagt, daß Zungenstimmen alle diejenigen Stimmen sind, die in der Art der Oboen durch ein schwingendes Blatt in der Pfeife erklingen, während die Labialstimmen in der Tonzeugung mehr den Flöten gleichen. Diese zeichnen sich durch die Wärme und Weichheit ihres Tones aus, jene verleihen dem Werk orchestralen Glanz. Ihre Farbe ist strahlend und hell, der Ton rund und geschlossen. Von diesen Zungenstimmen enthält das Werk eine besonders große Zahl. Die sogenannten Mixturen, die Pfeifenkombinationen, bei denen neben einem Grundton noch mehrere dem Dreiklang zugehörige Stimmen mitschwingen, sind etwas beschränkt worden,

weil bei der Erbauung der Orgel auch die Notwendigkeit berücksichtigt werden mußte, ihren Klang auch für die Übertragung geeignet zu machen. 142 Labialregister und 22 Mixturen stehen 53 Zungenstimmen gegenüber. 220 Register mit 16013 Pfeifen sind die Gesamtsumme der Stimmen der Orgel.

Gandhi im Zorn. Mahatma Gandhi wendet sich in einem öffentlichen Brief, der in ganz Indien erheblich interessiert, gegen seinen Sohn, der vor kurzem zum Islam übergetreten ist. Dieser Brief beginnt mit der, angesichts der Lehren Mohammeds, überraschenden Mitteilung: „Jedermann weiß, daß mein Sohn Hiral dem Trunke ergeben ist. Er steckt auch in Schulden bei einigen Pathams, gegen schwere Zinsen.“ „Er hatte ein ihm sehr ergebenes Weib das ihm stets verzieh“, so sagt der Brief weiter. Und dann: „Vor kurzem schrieb Hiral den Zeitungen, indem er sich über die Hindus beklagte und drohte, er werde entweder zum Islam oder zum Christentum übergehen. Es war klar, daß er den höchsten Bieter bevorzugen werde. Er liebt immer noch ein gutes Leben. Sein Abfall ist kein Verlust für das Hindutum und sein Übertritt zum Islam ist eine Quelle der Schwäche für dieses Bekenntnis.“

Fremde Prinzen auf englischen Schulen. Der junge Prinz Makonnen von Abessinien, ein jüngerer Sohn des Negus, der demnächst als Schüler in eine der berühmten englischen Schulen eintreten wird, ist nicht der erste Königssohn, ja nicht einmal der erste abessinische Prinz, der in England erzogen wird. Die Anziehungskraft dieser englischen Institute ist noch immer im Wachsen begriffen. Prinz Amayahu, dessen Vater, Kaiser Theodor, von Lord Napier tot in Magdala gefunden wurde, als er es 1867 eroberte, ging auch später in eine englische Schule. Napier nahm sich seiner an und schickte ihn nach Rugby, wo er bald starb, weil er das Klima nicht vertrug. Wie der Negus die Erziehung seines Sohnes in der teuren Schule bezahlen will, ist nicht ganz klar. Seine finanziellen Quellen sind nicht groß. Er hat allerdings schon vor einiger Zeit einiges Geld für diesen Zweck bei einer Londoner Bank deponiert.

Anderer Prinzen, die in englischen Schulen und Universitäten waren, sind: der König von Belgien, der während des Krieges in Eton war, König Peter von Jugoslawien, der bis zur Ermordung seines Vaters hier weilte, König Farouk von Ägypten, der soeben erst England verlassen hat, und König Ghazi von Irak, der in Harrow war, sich dort aber nicht sehr wohl fühlte; sein Onkel Emir Zeid war in Oxford. Der Kronprinz Johann von Luxemburg ist in Ampleforth. Der Exkönig von Siam war in Eton und lebt auch jetzt noch in dessen Nähe. Don Juan, Prinz von Asturien, war in Dartmouth.

Aufzeichnungen Newtons, die geheimgehalten wurden. Nachdem Newtons sterbliche Überreste 1727 in der Westminsterabtei inmitten der Gräber von Königen und anderen mächtigen Geistern seiner Nation beigesetzt worden waren, wurde seine Bibliothek für 300 Pfund veräußert. Die Manuskripte und Briefe vererbten sich auf seine Nichte und blieben auch später ungeteilt in Privatbesitz, bis 1872 ein Teil der Papiere durch Schenkung an die Universität Cambridge kam. Zurückbehalten wurde damals, was von persönlichem Interesse war und besonders alles auf Alchimie, Chronologie und Theologie Bezüglihe.

Jetzt kommen diese Massen von noch unveröffentlichten und für die Biographie des Begründers der neueren mathematischen Physik und physischen Astronomie kaum benutzten Handschriften und Dokumente in London unter den Hammer. Besonders für die späte Lebenszeit Newtons, der seine letzten Arbeiten wohl als den wichtigsten Teil seiner Papiere ansah, geben sie reiche Aufschlüsse. Sie zeigen den unermüdeten Beobachtenden und Experimentierenden auch in seinen Bemühungen um Kalenderreform und eine Weltsprache. Daß er als königlicher Münzmeister die Aufzeichnungen über seine Untersuchungen, Metalle in Gold zu verwandeln, ebenso geheimhalten mußte wie alle Niederschriften, die sich immer wieder und in Gegensatz zu religiösen Anschauungen seiner Zeit auf die Fragen nach dem Wissen über den Schöpfer des Weltalls beziehen, will begreiflich erscheinen.

Trilobiten gefällig? Als vor etwa hundert Millionen Jahren die Trilobiten in jenem Meere herumkrochen, das damals die Umgebung von Toledo bedeckte, hatten sie bestimmt keine Ahnung, daß sie nach einer undenklichen Zeitspanne Herrn C. Miller den Lebensunterhalt sichern würden. Nachdem sie ihr Leben ordnungsmäßig verbracht hatten, sanken sie auf den Meeresgrund, wurden von Sand- und Tonsschichten bedeckt und versteinerten im Laufe der Aeonen. Ihre Rolle war augenscheinlich ausgespielt.

Da aber erschien Herr Miller und fand durch einen Zufall in einem Steinbruch bei Toledo eine gewaltige Menge von Petrefakten dieser seltsamen Krestiere aus dem Kambrium die ihren Namen davon haben, daß ihr gepanzertes Leib, der manchmal beträchtliche Größe erreicht, scheinbar in drei Teile geteilt ist.

Miller erkannte sofort, daß er es mit Trilobiten zu tun habe — er hatte ihre Bekanntschaft einmal in einem Museum gemacht — und kam auf den Gedanken, die Trilobitenjagd zu seinem Beruf zu machen. Alle Universitäten Amerikas kauften die netten Tierchen für ihre Naturaliensammlungen, ja, Miller lieferte seine Trilobiten nach London, Paris, Rom, Spanien, Portugal und sogar Persien. Schließlich begann sich die Allgemeinheit für Millers Trilobiten zu interessieren, und in Ohio wurde es geradezu Mode, diese Tiere zu besitzen.

So kann Mr. Miller dank seiner Trilobiten herrlich und in Freuden leben — und seine Jagdart hat den Vorzug, den betroffenen Opfern nicht mehr wehe zu tun. Sie sind schon seit hundert Millionen Jahren tot.

„Neue europäische Epoche“

Der frühere amerikanische Botschafter in Berlin, Jacob G. Schurman, gewährte einem Schriftleiter der NSR. während seines diesjährigen Berliner Aufenthaltes eine längere Unterredung. In den Räumen des „Deutschen Klubs“ kommt dem Besucher eine würdige Erscheinung in schlohweißem Haar entgegen. Man sieht es dem weitgereisten Gelehrten und Diplomaten nicht an, daß er die Achtzig überschritten hat. Er hat das kaiserliche Deutschland erlebt, er kannte den Weimarer Staat und studiert nun trotz seiner vorgerückten Jahre das nationalsozialistische Deutschland.

Ehe er den Berliner Diplomatenposten antrat, wurde er in Amerika, wie er lebhaft erzählt, von Journalisten bestürmt, die wissen wollten, wie er zu Deutschland stände. Er konnte ihnen nur sagen, daß er nach seiner langen Abwesenheit ja Deutschland selbst erst wieder kennenlernen, darüber hinaus aber bereits politisch feststellen müsse, daß ein ausgeglichenes europäisches Kräfteverhältnis nach seiner Meinung solange nicht möglich sei, als man dem Reich die beiden wichtigsten Voraussetzungen für eine Kulturnation vorenthalte: Gleichberechtigung und Souveränität. Eine Auffassung, die damals in gewissen Kreisen des Auslandes weder beliebt war noch verstanden wurde. Der Botschafter stellt heute mit Interesse fest, daß seine damalige und immer konsequent vertretene Auffassung nicht nur richtig war, sondern auch durch die historische Entwicklung bestätigt worden ist. Adolf Hitler hat, wie er sich ausdrückte, nichts weiter getan, als dem deutschen Volk sein Lebensrecht gesichert. Der Kanzler hat durch seine Politik der direkten Verständigung Schwierigkeiten beseitigt, die die Vorbedingung für eine weitere sinnvolle politische Zusammenarbeit der Nationen darstellten. Hier denkt Schurman an das Abkommen mit Polen, das deutsch-englische Flottenabkommen und die letzte Vereinbarung des Reiches mit Österreich.

Das sind nach seiner Meinung außenpolitische Ereignisse, die vielleicht der Beginn einer neuen europäischen Epoche bilden können. Die klare außenpolitische Linie des Führers ist in seinem Urteil, das er in diesem Sinne politisch-wissenschaftlich gewertet sehen möchte, Kritik an der bisherigen und Gestaltung der zukünftigen europäischen Entwicklung. Nur ein gleichberechtigtes und souveränes Deutschland kann nach der Auffassung des welt erfahrenen amerikanischen Diplomaten zu einer Verständigung mit den beiden großen amerikanischen Staaten gelangen, die in einer besonders engen Verbindung gegen das Reich gekämpft und gerungen haben.

50 Jahre deutscher Musterreiterklub in Rio Grande do Sul

Wir entnehmen der Zeitschrift „Der Auslandsdeutsche“ folgenden Aufsatz:

Die 50-Jahrfeier des deutschen Musterreiterklubs, die kürzlich in Porto Alegre stattfand, gibt uns Anlaß, in die ersten Jahrzehnte seiner Tätigkeit zurückzuschauen. Als noch die deutschen Siedlungsgehöfte und Dörfer in einsamen Gebirgstälern oder auf schwer zugänglichen Serra-Höhen, oft genug von dichtem Urwaldgürtel und weiten Sumpfstrecken umgeben, für den Verkehr und Handel nur auf schlechten, schmalen Pkaden erreichbar waren, da war der Ritter der Mula, der deutsche Handelsreisende, ein gern gesehener Gast, eine bedeutsame Persönlichkeit, oft genug der einzige Übermittler deutschen Fortschrittes und Gewerbefleißes, nicht zuletzt auch die lebendige Koloniezeitung für die weltentfernten deutschen Hinterwälder. Im Auftrage irgendeiner großen Handelsfirma, die ihren Sitz meist in Porto Alegre hatte, reiste der deutsche Musterreiter wochenlang über Berg und Tal, auf gefährlichen Waldpfaden, über reizende Bäche und Ströme, bei Hitze, Tropenregen und Sturm, von Hof zu Hof, von Dorf zu Dorf auf dem Rücken seiner treuen, nimmermüden Mula. Meistens allein, nur begleitet von irgendeinem dunkelhäutigen Diener; manchmal taten sich auch mehrere von verschiedenen Geschäftszweigen zu gemeinsamer Reise zusammen. Überall, wo der Musterreiter bei deutschen Landsleuten einkehrte, wurde seine Ankunft zum seltenen Freudenfeste. In der Venda stieg er ab, machte seinen Rundgang bei den Geschäftsleuten und Kolonisten, nahm Bestellungen entgegen, kassierte Gelder ein. Und nach Feierabend strömte die ganze Dorfschaft von den entlegenen Höfen her in die Halle des Gastwirtes zu frohem Trunk und Tanz und Spießbraten. Der Musterreiter, der immer große Geldsummen mit sich führte und meist recht gut verdiente, ließ sich nicht lumpen. Er gab manche Runde aus, war der Fröhlichsten einer bei Tanz und Scherz und kramte unter dem gemüthlichen Schein der Erdölfunzeln unerhörte Neuigkeiten aus dem kleinen und großen Weltgeschehen vor den staunenden Siedlern aus. Seine kerngesunde Natur überwand leicht die Anstrengungen auch harter Zehgelage, und schon in aller Herrgottsfrühe ritt er auf seiner Mula mit einem fröhlichen Lied auf den Lippen in die Gefahren und Schrecken einer wilden, noch unbehängten Natur hinaus.

Gesundheit, Frohsinn, Kameradschaftstreue und hohen Mut verkörperten diese prächtigen Reitergestalten in ihrer malerischen Landestracht. Ihre breiten Bombaches (Pluderhosen), ihre hohen Reitstiefel mit talergroßen Sporenrädern am Absatz, ihre breiten Lederkassen um den Leib, in denen die Pistole und der unentbehrliche Jacaa (Waldmesser) staken, die breitkrämpigen Filzhüte, unter denen braungebrannte, schnurrbärtige Wettergesichter mit gütigen, klugen Augen hervorschauten, und nicht zuletzt ihre grellfarbigen Ponchos (Mäntel) und bunten Seidenhalstücher gaben diesen Männern ein eigenartiges Aussehen.

Uns erscheint das romantisch. In Wirklichkeit war das Musterreiten ein harter und gefahrvoller Beruf. Wir denken dabei weniger an die Gefahren der Natur. Ihnen waren diese wetterfesten Männer durchaus gewachsen. Aber viel Gesindel und räuberisches Mischvolk trieb sich stets in jenen Gegenden herum. Es war bekannt, daß die Musterreiter meist große Geldsummen mit sich führten. Banken und Telegraphenverbindungen oder sichere Postbeförderung gab es ja dort um die Jahrhundertwende noch nicht. So mußten die Reisenden, die überall vollkommenes Vertrauen genossen und nicht einmal Quittungen auszustellen brauchten, die für ihre Häuser inkassierten stattlichen Beträge oft wochenlang mit sich herumtragen. Daher fiel mancher brave Musterreiter der Begehrlichkeit habgierigen Raubgesindels zum Opfer.

50jähriges Jubiläum! Noch besteht also der Musterreiterklub, zu dem sich einst im Jahre 1886 eine Anzahl Berufsgenossen in Leopoldina zusammengeschlossen haben. Aber die Romantik stirbt aus. So wie die Postkutsche, der Nachtwächter und der Gaucho bald der Vergangenheit angehören werden, so gibt es heute nur noch wenige „Musterreiter“, die ihren Beruf auf dem Rücken der alten, treuen Mula ausüben. Die meisten von ihnen haben den vierbeinigen Kameraden mit Eisenbahnfahrkarte, Kraftwagen oder sonstigen bequemen Verkehrsmitteln vertauscht. Und doch hat diese Vereinigung heute noch ihre Bedeutung nicht verloren. Aber ihr Schwergewicht liegt in ihren sozialen Bestrebungen: der Kranken-, Unfall- und Sterbeversicherung. Der Klub weist immerhin noch die stattliche Anzahl von rund 300 Mitgliedern auf.

Zeitschriftenlese

Die „**Illustrierte Zeitung**“ **Leipzig** enthält eine Würdigung von Prof. Dr. Erich Brandenburg zum 150. Todestag von „**Friedrich den Großen**“. Im folgenden wird von jener Skepsis gesprochen, die den König zu einer maß- und zweckvollen Regierung bestimmte.

„Friedrich der Große war und blieb überzeugt davon, daß das Wohl der Untertanen das oberste Ziel eines Staatsleiters sein müsse; aber er wußte auch, daß gesicherte Existenz und ausreichende Macht die Grundbedingungen seien, die den Staat allein befähigten, diese Aufgabe zu lösen. Und wie er selbst alle Kräfte in den Dienst seines Staates stellte, so verlangte er auch von jedem Untertanen, daß er bereit sei, Leben und Vermögen für den Staat zu opfern. Es war seine durch die Erfahrung immer tiefer begründete Überzeugung, daß das Ideal eines nur auf Friedensaufgaben und das Gedeihen der Untertanen eingestellten Staates in der gegenwärtigen Welt des harten Machtkampfes nicht voll zu verwirklichen sei, und daß der Herrscher nur danach streben könne, so viel in dieser Richtung zu tun, als mit dem obersten Gesetz der Bereitstellung aller Mittel zur Machterhaltung verträglich sei. Immer wieder hören wir von ihm, der es gewohnt war, sich und der Nachwelt von den Grundsätzen seines Handelns Rechenschaft zu geben, daß in dieser unvollkommenen Welt das Wahre und Gute nur unvollständig erreicht werden könne. ‚Das ist ja die Bestimmung der irdischen Dinge‘, heißt es in einer seiner Alterschriften, ‚daß man nie zu dem Grade der Vollendung gelangt, den das Glück der Völker erfordert, und daß man sich in der Regierung, wie in jeder anderen Sache, mit dem begnügen muß, was die wenigsten Mängel aufweist.‘ Dieser im Alter immer stärker hervortretende Skeptizismus gegenüber der Theorie schied ihn von dem Optimismus der Aufklärung und bewahrte ihn vor allen Experimenten, die der Macht seines Staates hätten gefährlich werden können.“

In der Monatschrift „**Hochschule und Ausland**“ gibt Heinrich Roitz unter dem Titel „**Gott, Geist und Volk**“ einen Beitrag zur Problemgeschichte der deutschen Aufklärung. Die folgenden Abschnitte weisen auf die Bedeutung Gottfried Herders für den europäischen Osten und Südosten. „Das enge Zusammenleben Deutschlands mit seinen Nachbarvölkern in Mittel- und Osteuropa hat das ungehemmte Hinüberfließen deutscher Kulturwerte über die Reichs- und Volksgrenzen hinaus seit jeher gefördert. Das Beispiel Herders ist wohl der größte Prozeß einer solchen Kraftabgabe nach dem Südosten und Osten, aber er lief auf Bahnen, die längst vor Herder geebnet waren und der gesamten deutschen Aufklärung in einer tieferen Weise als etwa dem geistigen Gut der französischen Revolution das Eindringen in die weiten Räume Mitteleuropas und des Nahen Ostens gestatteten. Die enge Verbindung zwischen Rußlands und Polen, der nördliche Weg, der sich durch den Aufstieg Preußens öffnete, die schlesische Brücke nach Krakau und Lemberg, die Wiener Südost-Mark mit ihren Ausstrahlungen weit über die Donau hinaus — alle diese Möglichkeiten aktivierten sich mit Beginn der deutschen Aufklärung von selbst aufs neue und schufen in einem unmerklichen, alltäglichen, aber dafür um so tiefer wirksamen Kulturausgleich einen geistig stark vereinheitlichten Raum.“

Die Verbindung Mittel- und Osteuropas mit dem deutschen Geist des 18. und folgerichtig auch des 19. Jahrhunderts ist eine ungleich engere als der Zusammenhang zwischen dem Nahen Osten und der französischen Aufklärung. Handelt es sich bei dem zweiten Prozeß um eine mehr oder minder künstliche Aufspaltung, so gleicht der erste einer natürlichen und nachhaltigen Symbiose, die sich auf die Dauer nicht verleugnen läßt, auch wenn Wünsche des flüchtigen politischen Alltags eine solche Ablehnung nahelegen. Am Fundament dieses gemeinsamen geistigen Raumes aber ist die deutsche Aufklärung wesentlich beteiligt; sie schuf die Grundlagen für die völkische Wiedergeburt östlich der Elbe und gab diesem Ringen um die Neuordnung der Wirklichkeit jenen Akzent irdischer Frömmigkeit, dessen ewiger Zeuge Johann Gottfried Herder ist“

In ihrem Heft 6 veröffentlicht die bekannte „**Zeitschrift für Geopolitik**“ eine interessante Arbeit der Arbeitsgemeinschaft für Geopolitik unter der Überschrift „**Emigranten**“

fälschen Karten“. Wir entnehmen diesem mehr als in einer Hinsicht bedeutsamen Artikel die folgenden Ausführungen: „Karten sind schon immer politische Kampfmittel gewesen. Man erinnere sich etwa an die Karten, die auf den Briefmarken Paraguays einen andern Besitzstand zeigten als auf den Marken Kolumbiens. Man erinnere sich an die immer und immer wiederholten Kartenbilder, die Ungarn herausgab, um die Zerstückelung seines Landes allen ungarischen Staatsbürgern einzuhämmern. Diese eindringliche Wirkung des Kartenbildes ließ auch die Emigranten nicht ruhen, sie fabrizierten eine Karte mit dem Titel ‚Großdeutschlands Schicksalsstunde‘, um die Staaten gegen Deutschland aufzuheizen. Leider ist aber die Karte so mächtig ausgefallen, daß sie selbst im Auslande als Fälschung erkannt wurde. Die schwedische Monatschrift ‚Nationell Socialism‘ sagt darüber: ‚Mit Vorliebe werden Berichte über deutsche Pläne der Annektierung von Österreich ausgestreut, ebenso riesengroße Angriffsvorbereitungen an der dänischen, schweizerischen, belgischen und französischen Grenze. Immer wieder predigt man, daß Deutschland die Absicht habe, ein Großdeutschland durch Eroberung von Nachbarländern ganz oder teilweise zu schaffen. Ganz abgesehen davon, daß man niemals solche Pläne, wenn man sie wirklich in Deutschland hegen würde, ausplaudern noch auf ein Kartenblatt allgemein zugänglich machen würde, zeigt es sich, daß die Landkarte eine plumpe Fälschung ist; abgesehen von allen anderen kleinen Merkmalen, die die Hersteller verraten, hat man München an die Donau verlegt!“

Die Zeitschrift **„Geistige Arbeit“** enthält einen Aufsatz von Dr. Barbara Pischel über **„Die thüringische Glasblägerei als Volkskunst“**, auf deren Entstehung folgende Abschnitte hinweisen:

„Kein geschichtlich gesehen ist die Landschaft des Thüringer Waldes Anstoß zur Ausbildung der Glasblägerei geworden. Der Reichtum an Fichten- und Buchenholz und im mittleren und östlichen Thüringer Wald das Vorkommen von Sandstein, Tonschiefer, Kalk, Quarz und Quarziten waren die notwendigen materiellen Bedingungen, infolge derer die Thüringer schon im 15. Jahrhundert die Glasblägerei ausüben konnten, zu einer Zeit also, wo das Arbeitsmaterial noch nicht wie heute an einen beliebigen abliegenden Arbeitsplatz transportiert werden konnte.

Die älteste unmittelbar urkundlich belegte Glashütte hat bereits vor 1418 in Judenbach gestanden. Mittelbare Urkunden beweisen das Bestehen von Glashütten im Nordosten und Südwesten des Thüringer Waldes schon für das 12. Jahrhundert. Bis heute hat sich die ältere Hüttenarbeit sowie die seit Mitte des 18. Jahrhunderts im Thüringer Wald ausgeübte Lampenarbeit nur in denjenigen Gebieten des Thüringer Waldes ausgebildet und gehalten, die auf Grund ihrer Landschaft die materiellen Grundlagen: das Roh- (Sand, Ton und Kalk), das Bearbeitungs- (Quarz) und die aus Buchenholz gewonnene Pottasche) und das Feuerungsmaterial geliefert haben. Im Norden und Süden fallen die Grenzen des Ausbreitungsgebietes der thüringischen Glasblägerei daher mit der Waldgrenze zusammen. Innerhalb liegen bis auf sieben im 19. und 20. Jahrhundert entstandene Glashütten alle Hütten der thüringischen Glasbläser.“

„Kaiserliche Ware“ aus China. Die Berichte aus den preußischen Kunstsammlungen **„Berliner Museen“** enthalten einen Beitrag von L. Reidemeyer über chinesische Erwerbungen der ostasiatischen Abteilung. Einige Abschnitte gelten der sogenannten **„Sung-Keramik“**, von der besonders das Kuan-yao als „kaiserliche Ware“ geschätzt ist. Eine andere Gattung von Sung-Keramik, in den Quellen gerühmt, aber bisher nur durch Stücke traditioneller chinesischer Zuschreibung bekannt, ist das Kuan-yao, die „amtliche“ oder „kaiserliche“ Ware. Nur wenige Jahre zu Anfang des 12. Jahrhunderts in den kaiserlichen Töpferwerkstätten zu K'ai-fêngfu in Honan hergestellt, mußte die Produktion mit der Verlegung der Hauptstadt nach Hang-chou in Chekiang 1127 auch an diesen Platz übersiedeln. Während die Ofen in K'ai-fêng, innerhalb der eng gebauten Stadtgrenze gelegen, noch nicht wieder aufgefunden werden konnten, haben Nachforschungen in Hang-chou an dem südwestlich der Stadt gelegenen Phönixhügel die Wiederauffindung des Ofens gezeitigt. Tunde von zahlreichen Fehlbränden, überfeuerten und zusammengebackenen Stücken und Reste von Muffeln kennzeichneten den Platz deutlich als Töpferstätte. Von den dort gefundenen Scherben des Kuan-yao konnte im Kunsthandel von

Hang-chou eine stattliche Studienammlung von 40 Stück zusammengestellt werden (Geschenk C. C. Voo). Es ist ein porzellanartiges Steinzeug mit einer dicken, durch Kupferoxyde gefärbten; bald bläulichen, bald grünlichen Glasur, das — allgemein gesprochen — dem Lung-th'ian-yao nicht unähnlich ist, was nicht wunderzunehmen braucht, da beides gleichzeitig in Chekiang hergestellt wurde. Es lassen sich deutlich drei Arten von Scherben unterscheiden, ein dickwandiger aus graubraunem Steinzeug, ein mittelstarker mit derselben Kernmasse, die aber an den Außenseiten mit einer schwärzlichen, scheinbar eisenoxydhaltigen Masse belegt ist, um den Scherben widerstandsfähiger zu machen, und schließlich ein noch nicht ein Millimeter starker Scherben, der ausschließlich aus diesem schwärzlichen Steinzeug besteht und dann zu beiden Seiten mit einer Glasur bedeckt ist, die dicker als der Scherben ist. Der unglasierte Fußring zeigt meist eine schwärzliche Farbe. Besonders zarte Schalen sind auf Brandstüben mit kleinen kegelförmigen Nägeln gebrannt, von denen nur winzige unglasierte Punkte in den Schalenböden zeugen. Auch eine solche Brandstütze und zugehörige Schalenböden enthält die Studienammlung. — Ein besonderes Verdienst hat sich jedoch Herr C. C. Voo durch die Schenkung eines kleinen Räuchergefäßes erworben, das, ebenfalls dem Kunsthandel von Hang-chou entstammend, völlig mit den Scherben vom Phönixhügel übereinstimmt und als eines der wenigen gesicherten Kuan-yao zu gelten hat. Aus dem gröberen bräunlichen Scherben bestehend, ist es mit einer beigefarbenen, fein gerissenen Glasur bedeckt, die wahrscheinlich keine Fehlfarbe ist, da sie gleichmäßig das ganze Gefäß überzieht, sondern vielleicht die Aschenfarbe, die unter den Kuan-yao-Glasuren erwähnt wird. Töpferisch ist das kleine Räuchergefäß mit seiner konischen, quergestellten Wandung von der Vollendung, die nur die chinesischen Töpfer der Sung-Zeit erreicht haben.

Die „**Deutsche Kolonial-Zeitung**“ mit dem Untertitel „Die Brücke zur Heimat, Monatschrift des Reichskolonialbundes“ veröffentlicht einen Aufruf des Führers des Reichskolonialbundes, Reichsstatthalters General Ritter von Epp:

„Die kolonialen Verbände haben im Laufe des Mai und Juni d. J. ihre Auflösung beschlossen, um ihre Mitglieder dem Reichskolonialbund zuzuführen, der am 12. Mai 1936 gegründet wurde. Er hat die Aufgabe, als einzig anerkannte koloniale Organisation im Reiche auf der Grundlage der nationalsozialistischen Weltanschauung in enger Zusammenarbeit mit den zuständigen Stellen der Partei und der Regierung den kolonialen Gedanken in das ganze deutsche Volk zu tragen. Ich erwarte von allen Mitgliedern des Reichskolonialbundes stärksten Arbeitseinsatz und unerschütterliche Pflichttreue.“

Von ausschlußreicher Wichtigkeit ist der Beitrag zur „**Frühgeschichte des deutschen Schulwesens in Nordamerika**“ im Augustheft der Zeitschrift „**Der Auslandsdeutsche**“, von Otto Vohr geschrieben. Es heißt darin:

„Die deutsche Schule als ein Hebel der Festigung einer deutsch-neuweltlichen Volksgemeinschaft und ein Hauptfaktor der deutschen Bewegung, der Erhaltung deutschen Sprach- und Kulturgutes, setzt erst mit dem Jahre 1694 — zwei Menschenalter nach der Früheinwanderung deutscher Stämme — ein. Die vor dieser Zeit im Laufe des 17. Jahrhunderts eingewanderten Lehrer und anderen Deutschbürtigen, die sich im Schulamt betätigten, wirkten vorwiegend im Dienst nichtdeutscher Schulbestrebungen, innerhalb des holländisch- und englisch-amerikanischen Kulturkreises.“

Im die Tage, in denen die vorliegende Nummer — Heft 7, 1936 — der „**Deutsch-Französischen Monatshefte**“, die von der Deutsch-Französischen Gesellschaft im Verlag G. Braun, Karlsruhe, herausgegeben werden, erscheint, fällt das größte Ereignis, das die Frontkämpferbewegung für die Völkerverständigung bis jetzt zu verzeichnen hatte: die Rundgebung von Verdun. Hier in Verdun trafen sich in der Nacht vom 12. zum 13. Juli Frontkämpfer aller Nationen, die am Weltkrieg beteiligt waren, 20 Jahre nach diesem gewaltigen Ringen, und gelobten sich, den Erbstreit ein für allemal beendet sein zu lassen.

Die „**Deutsch-Englischen Hefte**“, die Zeitschrift des Deutsch-Englischen Kreises, sollen die alte, blutbedingte Wesensverwandtschaft zwischen englischer und deutscher Jugend

pflügen und eine neue Freundschaft aufbauen helfen. Jochen Benemann sagt dazu in seinem Aufsatz „**Unser Lager**“ in Heft 1: „Es kommt darauf an, weder den englischen noch den deutschen Lebensstil in der Gemeinschaft zu vergewaltigen, ohne der Formlosigkeit anheimzufallen. Wir begegnen uns als Vertreter zweier großer Nationen; Unterschiede wie auch Verbindungen sollen im Verlauf eines jeden Lagers klar herausgearbeitet werden.“

Die kultur- und sozialpolitische Kampfschrift „**Der junge Osten**“ veröffentlicht in seinem Heft 10, 1936, eine Abhandlung von Alfred Püllmann: „**Der deutsche Osten**“. Darin heißt es:

„Vor dem Kriege war das Schlagwort von der Kornkammer des Reiches zumeist auch gleichzeitig die einzige Diskussionsgrundlage für den deutschen Osten überhaupt. Man hatte sich daran gewöhnt, den Osten im wesentlichen als ein Betreuungs- und Notstandsgebiet anzusehen, in dem man seine Zeit abdiente, um sich dann aber so schnell wie möglich in den Westen zurückzuziehen.“

Die „**Zeitschrift der Akademie für Deutsches Recht**“, öffentlich rechtliche Körperschaft des Reiches, herausgegeben von dem Präsidenten der Akademie, Reichsminister Dr. Hans Frank, bringt in ihren letzten drei Heften wieder eine interessante Übersicht über den Stand der Rechtswissenschaft im neuen Staate. Wichtig ist, daß sich die Zeitschrift auch angelegen sein läßt, die Rechtsfragen der verschiedenen Nachbarländer einer Darstellung zu unterziehen. Wesentlich erscheint uns der Aufsatz des Budapester Universitätsprofessors Dr. Stefan Eggöd über „Die ungarische Staatsbürgerschaft“; ein weiterer Aufsatz von Prof. Dr. Eugen von Slatković-Jagreb: „Das Kartellrecht in Jugoslawien“ vervollständigt den Inhalt dieser wertvollen Hefte.

Die Zeitschrift „**Atlantis**“ enthält einen Aufsatz von Dr. Thomas Bäuerlein über den bekannten japanischen Freitod, das „**Harakiri**“, aus dem wir folgende Sätze wiedergeben:

Die Art der Operation erscheint zwar für den Europäer — und auch für den Japaner von heute — ungeheuerlich und barbarisch, mag man darüber denken, wie man will, sie zwingt auf jeden Fall Achtung ab. Kein äußerlich betrachtet, mag sie uns als Ausdruck hoher standesmäßiger und auch individueller Selbstherrlichkeit erscheinen, als Ausdruck eines Geistes der Verantwortlichkeit, vor dem der landläufige Selbstmord als klägliche Flucht verblaßt. Im Falle eines freiwilligen, nicht oder nicht ausschließlich unter dem Zwang der Standesverpflichtung begangenen Harakiri scheint die grausame Todesart zweierlei zu bedeuten: die Rechtfertigung des Entschlusses und seine Sühne. Ein Freitod um den Preis dieser ungeheuerlichen Selbstüberwindung erscheint überzeugend und der vorangehend im Seelischen vollzogene Bruch mit dem Leben muß ein vollkommener sein. Im alten Japan bestand die Verpflichtung gegenüber dem Verstümmelten nicht darin, ihn der Heilung und Genesung zuzuführen, sondern darin, seinen Qualen durch raschen Tod ein Ende zu bereiten — eine Verpflichtung, die dem Schwert des nächsten Freundes auferlegt war. Das ist keine Grausamkeit (die Japaner gehören im Gegenteil, was ihr Verhalten gegen andere betrifft, zu den wenigst grausamen Menschen), sondern nur eine unsentimentale Konsequenz des Gefühls. Das neue Japan ist auch in seinen Humanitätsbegriffen modern geworden und als zur Zeit des russisch-japanischen Krieges ein Mann aus der Samurairaße aus Schmerz über den Tod seines Bruders Harakiri beging, flikten ihn die Ärzte wieder zurecht (denn die Verletzungen sind zunächst noch nicht tödlich). Daß er sein restliches Leben lang geistesgestört blieb, mag mindestens zum Teil seinen Grund in dem seelischen Zerbrechen gehabt haben, das der Tat voranging. Vermochte doch wenigstens der Japaner vom alten Schlag als Meister der Selbstbeherrschung ein äußerlich vollkommen glattes Scheinleben als Maske über weitgehender innerer Gebrochenheit zu führen, so lange, bis der restlose Zusammenbruch der Seele auch die Zerstörung der äußeren Form unwiderruflich forderte.

Büchertafel

Scupin, Dr. Hans Ulrich, Die lettländischen Wirtschaftsgesetze in ihrer Auswirkung auf die deutsche Volksgruppe in Lettland. Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg 1936. 76 Seiten.

Wie Prof. Dr. Frhr von Freytag-Loringhoven im Seleitwort des inhaltsreichen und mit zehn guten Bildern ausgestatteten Buches ausführt, hat das lettische Gesetz vom 8. 12. 1919 über Bildungsanstalten und Minderheitenschulen den kulturellen Bestand der Minderheiten in Lettland gesichert. Seit Anfang der autoritären Regierung mache sich aber eine „gegenläufige Bewegung geltend“, „die zu den von Lettland am 7. 7. 1923 vor dem Völkerbund übernommenen Verpflichtungen im krassen Widerspruch steht“.

Am 27. 7. 1936 wurde in Lettland die neue Gewerbekammer eröffnet. Der Finanzminister Etkis, welcher die Ausführungsbestimmungen zu dem einschlägigen Gesetz erließ, hat in seiner Eröffnungsrede auf obige Schrift besonders hingewiesen. Sie soll Abwehr und Rechtfertigung gegen das „Selbbuch“ sein, das kürzlich von der neuen Handels- und Industriekammer unter dem Titel „Die neuen Wirtschafts-gesetze Lettlands I“ herausgegeben wurde. Darin werden die neuen Gesetze über den Staatswirtschaftsrat, die Handels- und Industriekammer, die Handwerkskammer und die Landwirtschaftskammer dargelegt, die ausführlichen Äußerungen von Regierungsstellen, der lettischen und Auslandspresse und erläuternde Aufsätze einiger Fachleute offiziös bekanntgegeben.

Vom Standpunkt des totalen und autoritären Staates hat Lettland im Sinne des berufsständischen Aufbaues einschlägige Organisationen aufgelöst und ihr Vermögen auf die neuen Kammern übertragen. Unter den 68 Verbänden (auch zwei jüdische) sind außer der Großen und Kleinen Gilde Rigas auch sechs deutsche Gewerbevereine im Lande betroffen. Diese rigorose Maßnahme wurde begründet: „Die Mittel, die seinerzeit für die Allgemeinheit gedacht waren, aber entgegen diesem Bestimmungszweck in die Hände einer engen privilegierten Körperschaft gerieten, kehren jetzt endlich auf legalem Wege zu ihrem rechtmäßigen Eigentümer zurück.“ Darauf Scupin: „Die Gilden sind Symbol gesunden deutschbaltischen, hanseatischen Bürgertums. Ihre Enteignung ist der schwerste Schlag, den das städtische Deutschtum Lettlands erfährt.“ Dadurch wird „die gesellige und kulturelle deutsche Organisation geprenzt und die Versammlungs- und Vereinsfreiheit der deutschen Volksgruppen im hohen Maße beschränkt“. Scupin verteidigt weiter den deutschen Standpunkt: „Die genannten, der Liquidation ausgesetzten Vereine sind privatrechtliche Organisationen. Sie waren deshalb alle in das von lettländischen Gerichten geführte Vereinsregister ordnungsgemäß einge-

tragen worden. Die Immobilien aller dieser Vereine, auch die der Gilden sind bis heut ihr unbestrittenes Privateigentum und in den Grundbüchern auf ihren Namen verzeichnet.“

Aus den umfangreichen Anlagen (Gesetztexte, Lettische Angriffe — deutsche Abwehr, Deutschbaltische Pressestimmen von grundsätzlicher Bedeutung, Zum Kampf um die Gilden) geht aber mit aller Deutlichkeit hervor, daß kraft des total-autoritären Machtanspruchs ein politischer Zweck (Latviska Latvija! — lettisches Lettland) mit wirtschaftlichen Mitteln und allen kulturellen und sozialen Konsequenzen erreicht werden soll. Ja noch mehr: „Man will den Begriff der Vergeltung in die Geschichtsauffassung hineintragen!“ Schon wiesen lettische Blätter auf das „Schwarzhäupterhaus“ u. a. Kulturbauten hin. Indes ist am 7. 4. 1936 das Domuseum geschlossen worden. Trotz des Kriegszustandes hat die Erregung der Deutschbaltischen bedrohliche Formen angenommen. Dazu konnte der Präsident nur erklären: „Der ungebrochene Wille zum Leben kann sich nur in gesteigerter Verbundenheit mit dem Boden, in heißer Liebe zu unserer Heimat äußern . . . Ich fordere in dieser ernsten Stunde von euch Volksgenossen schließlich noch eines: Selbstbeherrschung trotz aller inneren Beunruhigung, ich fordere Haltung!“

R. Kay.

Siegfried v. Vegeack, das großartige Epos von der deutschen Passion im Baltensland. Deutsche Verlags-A.-G., Berlin W 50.

„Blumbergshof“, der Roman einer Kindheit, leuchtet tief in die idyllisch-großväterliche Atmosphäre des aktivioldischen Herrenhauses hinein. In der herben, aber doch so schönen nordischen Landschaft wächst der Typ der jungen Baltensöhne auf, der durch Auel verkörpert wird. Aber schon früh lernt auch er, wie diese ganze deutsche baltische Welt, die herbe Rehrseite des Lebens kennen und dunkel schwingt schon hier in der sonnigen Kindheit und den wilden Knabenspielen immer der dunkle Unterton mit, daß diese ganze stolze Welt des baltischen Deutschtums dem Untergang geweiht ist.

„Herren ohne Heer“, in diesem zweiten völlig in sich abgeschlossenem Bande bezieht der junge Deutschbalt die Universität in der Stadt. Er erlebt hier die Schrecken der lettischen Revolution und die Zeit danach, wo es nochmal gelingt, die Katastrophe abzuwenden und einen scheinbaren Frieden wiederherzustellen. „Totentanz um Violand“ ist der letzte Band, in dem Vegeack in packender meisterhafter Darstellung die Leiden dieses versprengten Teiles des Deutschtums schildert. Wieder erstehen die Vorgänge jüngster Vergangenheit zu lebendiger Wirklichkeit, noch einmal rafft sich baltische Landeswehr auf, entreißt Riga nach

heroischem Kampf den russischen Sorden, bis dann ein grausames Schicksal den Zusammenbruch dieses verprengten deutschen Volkstumsteiles endgültig besiegelt.

Dieses ganze dreibändige Werk hat den Heldenkampf dieser baltischen aristokratischen Welt der Vergessenheit entrißen. R.

Alfonso Teja Zabre: *Guide de l'Histoire du Mexique, une moderne interpretation, Mexiko 1935.* Herausgegeben vom Verlage des Ministerium der öffentlichen auswärtigen Angelegenheiten in Mexiko.

Dieses Werk, Führer durch die Geschichte Mexikos, eine moderne Interpretation oder besser gesagt eine neuzeitliche Studie bietet einen wertvollen Vertikalschnitt durch die ganze Entwicklung des mexikanischen Landes und seines Volkes. Die Entwicklung des Landes von der Entdeckung bis zur Gegenwart ist zu bekannt, um noch einmal hier darauf einzugehen, aber auch hier weist der Verfasser manche neue Wege und gibt interessante Darstellungen der einzelnen Epochen, wie man sie bisher kennenzulernen noch nicht gewohnt war. Wichtiger und wesentlicher aber für den politischen Menschen Europas sind die letzten Kapitel, angefangen bei der politischen und sozialen Revolution, hinüberspringend zu der neuen Ideologie von Calles und ihrer Umformung durch den gegenwärtigen Präsidenten Cardenas. Mit einer Darstellung des Sechsjahresplanes der gegenwärtigen Regierung schließt dieses interessante Buch, von dem man wohl mit Recht annehmen kann, daß es im Auftrage der staatlichen Propagandastellen Mexikos geschrieben wurde, und daß daher dem Verfasser ganz andere bisher noch unausgeschöpfte Quellen wie die sonst üblichen zur Verfügung standen. Gewonnen hätte das Werk und gerade für eine Verbreitung in Deutschland wäre es noch mehr geeignet gewesen, wenn es anstelle der französischen Sprache, die wohl aus propagandistischen Gründen gewählt worden ist, in spanischer Sprache herausgegeben worden wäre. Gerade in Deutschland, daß sich ja auf traditionelle Beziehungen mit den Ländern Iberoamerikas berufen kann, verstehen viele das Spanische, wissen es zu lesen und zu schätzen.

R. Rutschera.

Karl Springenschmid: *Die Staaten als Lebewesen. Ein geopolitisches Skizzenbuch.* Verlag Ernst Wunderlich, Leipzig. — Deutschland, geopolitisch gesehen. Verlag Ernst Wunderlich, Leipzig.

„Die Staaten als Lebewesen“ heißt der Untertitel des ersten kleinen Heftes, das anhand von 244 Skizzen, die anspruchslos aber gerade durch ihre Schlichtheit äußerst packend und fesselnd mit einfachsten Mitteln die Lebensvorgänge der einzelnen Nationalstaaten veranschaulicht. Eine kurze Einleitung führt in die wichtigsten geopolitischen Zusammenhänge ein. Das zweite Bändchen behandelt den deutschen Raum und gibt mit seinen 18 Tafeln und 54 Zeichnungen nicht nur

dem Lernenden sondern auch dem Lehrenden manche wertvolle Anregung der geopolitischen Zusammenhänge, die so entscheidend die Entwicklung des deutschen Volkes beeinflussen. Nichts Besseres kann man zur Würdigung dieses Werkes anführen als den Schlußsatz der Einführung: „Nicht der Raum an sich, vielmehr der Mensch, der diesen Raum politisch gestaltet, ist Gegenstand der geopolitischen Betrachtung. Es geht um das Volk, das sich in diesem Raume Heimat schafft. Um aber die natürlichen Gegebenheiten dieses Raumes meistern zu können, müssen sie dem Volke bewußt gemacht werden, damit es sein politisches Handeln danach einrichten kann. Dies ist eine große Aufgabe, denn mehr als jedes andere Volk muß das deutsche ein politisches Volk werden.“

Rutschera.

Prinz Eugen: *VDL.-Jahrbuch 1936.* Das Jahrbuch 1936 des VDL. wird seiner schönen Aufgabe in vollstem Maße gerecht. Der Gedanke, in Zukunft jedem der kleinen Bücher den Namen eines volksdeutschen Führers zu geben, zugleich mit kurzen Episoden aus seinem Leben, ist ausgezeichnet. So wird die Erinnerung an diese großen deutschen Männer, welche im Volke zum Teil nur gering ist, wieder erweckt. Gut und nützlich ist auch die zum ersten Mal erscheinende Chronik aller wichtigen Vorgänge in den deutschen Volksgruppen des Auslandes. Durch die Aufzeichnung dessen, was bisher in diesen Gruppen geschah, was heute bei Ihnen geschieht, wie sie leben, zum Teil leiden, bleibt ein enger Zusammenhalt zwischen Mutterland und Auslandsdeutschen gewahrt, eine der Hauptaufgaben des VDL. Als Gegenstück ist die Volkstumorganisation der Anderen interessant und lehrreich, so z. B. die schon seit langem bestehende Kulturpropaganda der Franzosen, aus deren unzweifelhaften Erfolgen wir nur lernen können. Empfehlen möchten wir, eins der nächsten Hefte Friedrich List, einem der größten und zugleich unbekanntesten Deutschen zu widmen. Philipp, Konteradmiral a. D.

Albert Servais: *Malven auf weißer Seide.* Wilhelm Goldmann Verlag, Leipzig.

Der bekannte französische Arzt, der das interessante Buch schrieb „Ein Arzt erlebt China“, schildert in dem vorliegenden Werk die chinesische Frau. „Blütenstaub“ heißt die junge Chinesin, die ihm ihre Liebe schenkt und dem Verfasser einen tiefen Einblick in die Seele Chinas tun läßt, in sein von uralter Kultur und tausendjährigem Zeremoniell verfeinertes Gefühlsleben. Wunderbar zart und voll feinen Duftes, fast wie Blütenstaub so lind, sind die Beziehungen der beiden Menschen zueinander, und in anregender Form, nicht in abstrakten Lehrfäßen und gedanklichen theoretischen Konstruktionen, sondern an Hand der lebendigen Entwicklung, kann man hier die chinesische Volksseele erleben. Am Schluß kommt der Verfasser, der ein langjähriger Kenner und eifriger Beschauer des Landes und seiner Bewohner ist, letzten Endes doch zu der Er-

kenntnis, daß die europäische Seele niemals die einfachsten Äußerungen der so empfindsamen aber uns Understraffigen so fernem Psyche Chinas erkennen oder verstehen kann. Roku.

Blut und Rasse in der Gesetzgebung. Ein Gang durch die Völkergeschichte. Von Dr. Johann von Leers. J. F. Lehmanns Verlag, München. Rart. 2,40, Leinen 3,40 M.

Der bekannte Kaffeeforscher und Herausgeber der „Nordischen Welt“, Dr. Johann von Leers, hat seinem neuen Buch von Blut und Rasse einem Unterbau gegeben, der unerschütterlich steht wie ein Fels in tosender Brandung. Denn Gesetze sind Beweise, und die durch den Verfasser herausgearbeiteten historischen Beweise haben das Gewicht von Naturgesetzen. Die Verhinderung wahlloser Rassenmischung tritt bei allen Völkern der Weltgeschichte markant in Erscheinung, und die staatlichen Verordnungen zum Schutze der Blutintheilheit erweisen ihre Berechtigung und Wichtigkeit von alters her. Die Rassen- und Ehegesetze der Vereinigten Staaten von Nordamerika zeigen ein interessantes buntes Bild, und wenn wir mit Leers die Geschichts- und Gesetzesblätter des Frankenreiches oder des klassischen Altertums durchsehen und umwenden, dann finden wir tausendfach bestätigt und bekräftigt: Was Deutschland zur Rettung und Achtung seiner selbst tut, haben andere Kulturvölker vor uns getan. Das Buch will ein Versuch sein, das rechtsgeschichtlich wenig bearbeitete Gebiet des Rassen schutzes und der Rassenpflege zusammenschauend darzustellen. Es ist eine begrüßenswerte Arbeit. R. J. L.

Hans Tolten, „Die Wälder der Hoffnung“ Eine Erzählung aus Paraguay. Verlag Rütten & Löning. 100 Seiten.

Hans Toltens Erzählung aus Paraguay bietet bei stofflicher Anregung reizvolle landschaftliche Schilderungen dieses Landes. Die Charaktere der handelnden Personen sind nicht sonderlich individuell gestaltet. Sie verschwimmen stark in allgemeiner Aufopferung, Edelmut und selbstloser Kameradschaft, die nicht nur die baltischen Brettschneider Baltruweit und Peters auszeichnet, sondern die auch als charakterliche Grundhaltung der Familie des eingeborenen Kinderhirten

Rufino, Männlein und Weiblein, beigelegt wird. Solches erinnert allzustark an die Jugendliteratur vom seligen Onkel Tom. Eine einzige Ausnahme bildet dann auch gleich ein ganz schwarzes Schaf, der tückisch-geldgierige Trala, der die von dem Helden und seinen Freunden in jahrelangen Mühen betriebene Vergung der im Urwald aufgefundenen unersehlichen Kunstschätze durch deren Zerstörung zunichte macht und die selbstlosen Kunstfanatiker dadurch um ihre große Aufgabe betrügt. Es wirkt daher fast wie ungewollte Ironie, daß gerade diese einzige negative Gestalt der Erzählung allein ihren Titel rechtfertigt durch die Worte seiner Gefährten an ihn: „Wir alle warten seit langem darauf, daß Ihr uns wieder hinausführt in die Wälder, in die Freiheit, in die große Hoffnung.“ Wf.

Josef Pilsudski: Erinnerungen und Dokumente. Band 2: Das Jahr 1920. Mit der Abhandlung des bolschewistischen Generalissimus M. Tuchatschewsky. „Der Vormarsch über die Weichsel“. Essener Verlagsanstalt, Essen 1935. Geb. 8,50 M.

Von den an dieser Stelle bereits kurz gewerteten „Erinnerungen und Dokumenten“ des großen polnischen Feldherrn und Staatsmannes liegt jetzt der 2. Band vor. Ein 3. und 4. Band („Militärische Vorlesungen“ und „Reden und Armeebefehle“) sollen noch folgen.

Der vorliegende 2. Band behandelt die polnisch-russischen Kämpfe des Jahres 1920. Die darin geschilderten kriegerischen Vorgänge können selbstverständlich nur von Fachleuten ganz gemüßigt werden. Aber auch ein weiterer Kreis wird das Buch mit Anteilnahme lesen, wegen der geschichtlichen Bedeutung dieser Kämpfe und der menschlichen Eigenschaften des Erzählers. Die Gegenüberstellung der eigenen Darstellung, in der die Pläne des Feldherrn hinter den tatsächlichen Kampfhandlungen zurücktreten, mit einer Veröffentlichung des russischen Generals Tuchatschewskys, die im Anhang abgedruckt ist, und die entgegengesetzte Darstellung beliebt, gibt dem Werke einen besonderen Reiz. Daß der Ausgang der polnisch-russischen Kämpfe durch Zurückwerfung des Bolschewismus für das Schicksal Deutschlands und Europas von großer geschichtlicher Bedeutung ist, wird in dem Vorwort des Reichskriegsministers von Blomberg besonders hervorgehoben. Dr. C.

Hauptschriftleiter und verantwortlich für den Inhalt: Konrad Kutschera, Berlin C 2, Fernruf der Schriftleitung: D 4 Humboldt 6415 / Für die Anzeigen: A. Chudzinski, Berlin W 35, Hanseatische Verlagsanstalt A.-G., Anzeigenverwaltung Berlin, W 35, Potsdamer Str. 111, Fernruf: B 2 Lützow 9096 / Verlag: Gesellschaft für Länderkunde, Berlin NW 40, Lüneburger Str. 21 / Druck: Niemann & Sohn, Berlin N 20, Drontheimer Str. 27 / Manuskript- und Buchzusendungen an die Schriftleitung: Berlin C 2, Breite Str. 37 (Ibero-Amerikanisches Institut) erbeten / Alle Rechte für sämtliche Beiträge, einschließlich die der Übersetzung, vorbehalten / Bestellung bei jeder Buchhandlung, Postanstalt oder dem Verlage / D.-A. II. Vj. 1936: 7500 / Gültige Anzeigen-Preisliste Nr. 1.

Das „Haus der Länder“

am U-Bahnhof Klosterstraße

bietet infolge seiner zentralen Lage in der
Innenstadt die günstigste Gelegenheit für

**Theaterspiel und
Filmvorführungen,
Vorträge und
kulturelle Veranstaltungen jeder Art**

In erster Linie sollen dort die Auslands-Vereinigungen und
Kolonien der Deutschland befreundeten fremden Völker mit
ihren hiesigen Mitgliedern und ihren Freunden eine Heimstätte
für ihre nationalen Feiern und Feste finden.

Das Haus verfügt über eine geräumige Stilbühne mit vielen
Nebenräumen, eine vollständige Tonfilmanlage und gewährt, bei
vorzüglicher Akustik, im Parkett und Rang Raum für 850 Zuschauer.

Auskünfte erteilt die

Geschäftsstelle der **Gesellschaft für Länderkunde**

Berlin NW 40, Lüneburger Str. 21

Aus dem Inhalt früherer Hefte von „Länder u. Völker“

Heft 2 / Februar 1936: Julius von Farkas, Kulturdenkmäler der mittelalterlichen deutsch-ungarischen Beziehungen in Deutschland / Walter Estermann, Fernweh nach Afrika / Friß O l i m s k y, Das uns artverwandte Skandinavien / Ilse D e m m e, Das Deutschum in Siebenbürgen / Ewald V o l h a r d, Die Libyenfahrt der Frobenius-Expedition II / Max T e p p, Zum 400jährigen Bestehen deutschen Handels in Argentinien / Erika H e i n r i c h s, Aus meinen Reisen in Ecuador / J. W. S c h o t t e l i u s, Das Märchen von den drei Hunden in der Unterwelt / Niedersächsisches Volkstum / Ungarn-Abend im „Haus der Länder“.

Heft 3 / März 1936: A. E. J o h a n n, Leeres, gefährdetes Australien / Hans H ö m b e r g, „O Fudesaki“ — die Offenbarung der neuen Tugend / W. K. N o h a r a, Der japanische und der chinesische Soldat / Konrad K u t s c h e r a, „Mongolenland“ / O. P h i l i p p, Die britische Lebenslinie / J. W. S c h o t t e l i u s, Amerasiatische Kultur / Die Not der Deutschen in Sowjetrußland / Nochmals: Ungarn im „Haus der Länder“.

Heft 4 / April 1936: Walter E s t e r m a n n, In den Zelten an der Italienischen Front erzählt man sich . . . / I. S c h u l t z e, Der Tana-See im abessinischen Konflikt / O. P h i l i p p, Das ägyptische Problem / Otto C o r b a c h, Eurafrika / Harald F e d d e r s e n, Das iranische Reich — ein neues asiatisches Kraftzentrum / Kurt S c h m i d t, Religiöse Wandlungen in Iran / Ewald V o l h a r d, Die Libyenfahrt der Frobenius-Expedition III / Das neue deutsche Recht und seine Beziehungen zu Italien / Deutschlands Brücke nach Übersee. Drei Jahre Deutscher Kurzwellensender.

Heft 5 / Mai 1936: Paul H. K u n t z e, Skagerrak / G. H ä g e r m a n n, 50 Jahre Johannesburg / Harald F e d d e r s e n, Das Tote Meer — Geheimnis und Wirklichkeit / Ewald V o l h a r d, Die Libyenfahrt der Frobenius-Expedition IV / Richard K a y s e n b r e c h t, Das Baltanland — ein zwischeneuropäisches Bollwerk / Nordischer Abend im „Haus der Länder“ / Die Arbeit der Deutschen Akademie.

Heft 6 / Juni 1936: Otto C o r b a c h, Wachsende Wüste — schrumpfender Lebensraum / Walter E s t e r m a n n, Die Straße des Imperiums / Harald F e d d e r s e n, Die Dardanellen — eine Schlüsselstellung zwischen Orient und Okzident / Hans H ö m b e r g, Das Land der Skipetaren / Hermann L u f f t, Townsend und Aberhart / Karl Friedrich L a n g e n b a c h, Auf den Spuren der ersten deutschen Flotte.

Heft 7 / Juli 1936: Otto C o r b a c h, Kreuzzüge und Ostlandfahrten / Karl Friedrich L a n g e n b a c h, Das Erste Reich, vor tausend Jahren / W. K. N o h a r a, Unsere Freundschaft ist ein „Trog-Verhältnis“ / Zoltán S z e n d e, Deutschland von ungarischer Warte gesehen / Paul H. K u n t z e, Der große Kreislauf des Deutschen / Otto L e h m a n n, Völkerverbindung durch Luftverkehr / Oelße v o n L o b e n t h a l, Die Planwirtschaft in der Welt / Richard K a y s e n b r e c h t, Länder, Völker und Kulturen im Dienste der olympischen Idee / Brasilien-Abend im „Haus der Länder“.

Heft 8 / August 1936: Deutschland und die Welt / Tao P u n g F a i, Gedanken um die Beziehungen zwischen China und Deutschland / Hiroo F u r u u c h i, Das neue Deutschland in den Augen eines Japaners / Florian K i e n z l, Durch befreundetes Land / Friß N o n n e n b r u c h, Neue Weltwirtschaft / Karlheinz R i e k e r, Deutsche und europäische Bevölkerungsprobleme / Kündler deutschen Geistes / Wie Portugiesen Deutschland sehen / Deutsche Schulen in Mittelamerika / Deutsche Land-schulheime in Iberoamerika / Wehrhaftes Deutschum in den Vereinigten Staaten.

